This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Holtz, Georg Philipp August Eduard,
II Freiherr von

G. V. H . . . Z

Vor vierzig Jahren

ERINNERUNGEN EINES
ALTEN KRIEGSMANNES

WIEN UND LEIPZIG 1906.
C. W. STERN (BUCHHANDLUNG L. ROSNER) VERLAG.

THG

DD437
H6

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung vorbehalten.

Dem Offizierskorps des k. u. k. Infanterie-Regiments

von MORAWETZ Nr. 61

in alter Anhänglichkeit und in treuer Kameradschaft

gewidmet.

Druck von Gustav Röttig & Sohn.

Vorwort.

In den ersten Tagen dieses Jahres kramte ich in meinen alten Schriften; da fiel mir ein Notizbuch in die Hände, das blaue Papier des Einbandes teilweise abgerissen, die Ecken abgestossen, die Leinwand des Rückens losgelöst; man sieht es diesem Büchlein an, dass es einiges mitgemacht hat.

Ich habe es gelegentlich meiner Beförderung zum Leutnant angelegt und das ganze ereignisreiche Jahr 1866 hindurch geführt.

Den Feldzug hat es in meiner Tasche mitgemacht.

Etwas ausführlicher sind meine Notizen vom Ausmarsche aus Müglitz bis zum Morgen des verhängnisvollen 3. Juli; noch als wir alarmiert wurden, habe ich eine kurze Eintragung gemacht, ansonsten ist alles nur in Schlagworten und kleinen Anmerkungen notiert.

Darin herumblätternd, kamen mir die alten Zeiten wieder recht lebhaft ins Gedächtnis zurück und an meinem Geiste zogen sie vorüber, all die heiteren und furchtbar ernsten Tage dieses Jahres, die Klänge der Tanzmusik und der Donner der Schlachten, der Jubel des Frohsinns und das Todesröcheln der vom feindlichen Blei Getroffenen!

Es war doch eine bedeutsame Zeit!

Ich erzählte einem Freunde von meinem Funde und dieser gab mir die Idee ein, meine Erlebnisse zu veröffentlichen, da heuer gerade vierzig Jahre seit dieser folgenschweren Zeit verstrichen sind.

Ich folgte dem Rate und trete in meinen alten Tagen mit meinem ersten schriftstellerischen Versuche vor die Öffentlichkeit und bitte das Schriftchen als nichts anderes zu betrachten, als

die durchaus anspruchslose schlichte Schilderung dessen, was ich im Jahre 1866 erlebt und mitgemacht habe.

Einige kurze Bemerkungen über einzelne Verhältnisse, wie sie damals in der Armee herrschten, mussten, der Verständlichkeit halber, eingeflochten werden.

Ich habe mich grundsätzlich strenge an die Tatsachen gehalten; bei einigen unliebsamen Szenen, welche zu erzählen ich nicht umgehen konnte, ebenso von einigen minder angenehmen Persönlichkeiten, habe ich die Namen absichtlich fortgelassen; wozu sie auch nennen? — jetzt nach vierzig Jahren! Mögen sie in Frieden ruhen!

Ich habe mir gestattet, das vorliegende Büchlein dem Regimente zu widmen, in welchem ich den Feldzug mitmachte, meine Feuertaufe erhielt und in welchem es mir unvergönnt war, bluten zu dürfen für meinen Kaiser und Herrn!

Mögen es meine jüngeren Kameraden freundlich entgegennehmen als Beweis treuer Anhänglichkeit eines alten Kriegsmannes!

I.

Beförderung und Leben in Brünn.

Am 17. Jänner 1866 sass ich in meiner „Kompaniekanzlei“ sehr verkatert, und „manipulierte.“

Ich war nämlich meines Zeichens Kadett-Feldwebel und „Manipulant“, wie die heutigen „Rechnungsunteroffiziere“ damals genannt wurden, bei der ersten Feldkompanie des 61. Infanterieregimentes in Brünn, residierte am Spielberg, im sogenannten „Galizianer-Trakt“, und hatte meine Kanzlei, welche gleichzeitig natürlicherweise mein und meines Kollegen, des „dienstführenden“ Feldwebels Behausung war, in dem historischen Gemache, welches seinerzeit den berühmten italienischen Dichter und Aufwiegler Silvio Pelico vom Jahre 1820–1830 beherbergt hatte.

Zu jener Zeit musste der manipulierende Feldwebel an allen Kompaniebeschäftigungen teilnehmen und war nur die letzten vier Tage eines jeden Monates von diesen befreit, um den Rechnungsabschluss zu machen, der damals recht kompliziert war.

Ich erinnere jene, die damals schon gedient haben, nur an den Schrecken aller Manipulanten, die gefürchtete „Stand- und Diensttabelle“ mit ihren, ich glaube 64 Rubriken.

Für diesen gesegneten Tag, den 17., hatte mich mein Hauptmann, nachdem ich ihm den Kompanierapport vorgestellt hatte, von der Chargenschule dispensiert, da er wusste, dass ich die Nacht auf dem „Konventball“, einer der elegantesten der jeweiligen Faschingsunterhaltungen in Brünn zugebracht, wozu er mir Tags vorher beim Rapport den „Passierschein“ für die ganze Nacht, eine damals, selbst für Kadetten und Feldwebels sehr seltene Begünstigung, in Gnaden genehmigt hatte.

So sass ich denn da, mit meinem schweren Schädel und manipulierte!

Was, das wusste ich damals selbst nicht, geschweige denn erst heute.

Um etwa halb zehn Uhr klopfte es an der Tür, und auf mein „Herein“ trat Feldwebel Adam Poppovic ins Zimmer, nahm „Stellung“ vor mir, salutierte stramm und sagte, mir ein kleines Päckchen überreichend: „Herr Leutnant, ich melde gehorsamst, das soll ich auf Befehl des Herrn Obersten übergeben.“

Er kam vom Regimentsrapport, welcher wegen der Verfassung der „Konduitelisten“*) durch einige Tage schon um halb neun Uhr morgens abgehalten wurde.

Ich nahm diese Meldung für einen schlechten Witz und wollte, katzenjämmerlich gelaunt wie ich war, etwas von frozzeln, foppen etc. sagen, richtete aber doch meinen Blick auf das Päckchen in meiner Hand.

Auf diesem stand, von der Hand des Obersten geschrieben: „Sr. Hochwohlgeboren, dem Herrn k. k. Leutnant N. N.“

Ich riss das Papier auseinander, und ein neues goldenes Portepee funkelte mir entgegen.

Also ich war Leutnant, wirklicher, regierender Leutnant!

So waren sie denn endlich in Erfüllung gegangen, die schönen Träume und das heisse Sehnen von fünf langen Jahren!

Der Leser staunt wohl, nämlich der Leser der heutigen Ära! Fünf Jahre Kadett, wie ist denn das möglich?

Und doch ist es so.

Unter allen den, jetzt noch sehr dünn gesäten Offizieren, welche seit dem Jahre 1860 dienen, werden sich wenige finden, die nicht eine ähnlich lange Kadettenzeit hinter sich haben, fast alle, die in den Jahren 1860 und 1861 eintraten, teilten dieses Los.

Bis zum Jahre 1862 war das Avancement gänzlich eingestellt und als es eröffnet wurde, kamen die erste Zeit natürlich meistens Protektionskinder an die Reihe.

Die später Eingetretenen profitierten durch den Feldzug 1866, bei ein paar Regimentern auch durch den schleswig-holsteinischen Krieg, wären aber im Frieden jedenfalls auch ruhig ihre fünf Jahre und länger als Kadetten sitzen geblieben wie ich und meine gleichaltrigen Kameraden.

Wir waren im Jänner 1866 42 sage vierzig zwei Kadetten im Regimente, darunter vier vom Jahre 1859 und dreizehn vom Jahre 1860, zu welch letzteren auch ich gehörte.

Den Leser, der die damaligen Verhältnisse nicht kennt, wird diese Anzahl befremden, und doch gab es, Regimenter mit noch mehr solcher hoffnungsvoller Offizierspflanzen.

So weist der Schematismus vom Jahre 1865 nach: beim Regiment Nr. 9 fünfzig, Nr. 7 siebenundvierzig, Nr. 49 fünfundvierzig, Nr. 43 vierundvierzig, Nr. 14, 61, 77 mit je zweiundvierzig Kadetten, gegen dreissig hatten fast alle, am wenigsten hatte das Regiment Nr. 32, das hatte deren nur vierzehn! Kein Jägerbataillon hatte weniger als zwölf, das 13., das mit uns in

*) Konduitelisten, heute Qualifikationslisten.

derselben Brigade war, sogar siebenundzwanzig, man bedenke, ein einzelnes Bataillon! — Welche Aussichten daher auf ein Avancement!

Bei allen Regimentern, die in sogenannten guten Garnisonen lagen, strömten die jungen Leute der Stadt und der Umgebung zu, welche die Lust zum Soldatenstande. leider auch häufig Mangel an Kenntnissen, denn deren brauchte man als Kadett wirklich betrübend wenig, bewog, sich assentieren zu lassen.

Auf die Nationalität des Regiments kam es natürlich gar nicht an; so hatten wir bei dem rumänischen Regiment unter unseren zweiundvierzig Kadetten einundzwanzig Brünner, fünf Reichsdeutsche und nur vier aus dem eigentlichen Ergänzungsbezirke desselben.

Es dürfte vielleicht am Platze sein, über den Kadetten aus der Zeit bis 1866 einige Worte zu erwähnen.

Den damaligen Offiziersnachwuchs bildeten in erster Linie die Akademiker, aber in — natürlich geringer Anzahl —, sodann die Kadetten und schliesslich die zur Beförderung geeigneten Feldwebel, letztere jedoch nur in Ausnahmsfällen und meistens nur in den Feldzügen, wenn Mangel an Offizieren eintrat.

Die Kadetten ergänzten sich durch freiwillige Assentierung, durch die ausgemusterten Zöglinge der „Schulkompanien“ und ab und zu durch Feldwebels oder intelligente Unteroffiziere, welche eine kleine Beihilfe hatten, und sich das Recht eines rascheren Avancements zum Offizier sichern wollten, indem sie die Kadettenprüfung ablegten.

Die Kadetten — ich spreche hier in erster Linie von den freiwillig Eingetretenen — erfreuten sich grösstenteils bei den verschiedenen Vorgesetzten beiläufig derselben, höchst bedingten Hochachtung, wie seinerzeit die preussischen Bombardiere, die Hackländer in seinem „Soldatenleben im Frieden“ und besonders in seinem Roman: „Der letzte Bombardier“ ebenso trefflich als humorvoll schildert.

Zum Eintritt als Kadett war erforderlich: Ablegung der Kadettenprüfung — und bei den meisten Regimentern — eigene sogenannte „Extra“-Montur und eine kleine monatliche Zulage.

Mit fünf Gulden gaben sich die meisten Oberste zufrieden, es gab aber deren auch welche, die keine Zulage für ihre Kadetten beanspruchten, ihnen aber auch nicht das Tragen eigener Uniformstücke gestatteten, wie z. B. der gefürchtete Oberst Graf Gondrecourt des Infanterie-Regimentes Nr. 23, welches bis zum Jahre 1864 mit uns in der Brigade war.

Die Kadettenprüfung zeichnete sich durch eine verblüffende Bescheidenheit ihrer wissenschaftlichen Anforderungen aus.

Ein genügend orthographisch und stilistisch geschriebener Brief an den Herrn Papa über die bisher genossenen Freuden des Militärlebens, ein paar Fragen aus der Geographie, z. B.: welche Länder die Donau durchströmt, die Namen der Provinzial-Hauptstädte der Monarchie, der Hauptgebirge derselben, und dergleichen schwierige Fragen mehr. Arithmetik, die vier Spezies.

Wer eine einfache Gleichung lösen konnte, war schon ein grosser Mathematiker. Nach bestandener Kadettenprüfung wurde man zum Kadetten „übersetzt" — nicht ernannt — erhielt einen Unteroffiziers-Säbel mit dito Portepee, so dass man im Dienste, während dessen das Tragen der Extra-Montur strenge verpönt war, nur den Kadett-Gemeinen und Kadett-Gefreiten als solche erkennen konnte. Andere Abzeichen für den Kadetten gab es nicht.

Über den Winter kamen die neueingetretenen Kadetten in die Regiments-Kadettenschule, welcher gewöhnlich ein Hauptmann des Regiments vorstand.

Als Lehrer wurden einige Subaltern-Offiziere kommandiert.

Die Lehrgegenstände waren: Dienst-, Abrichtungs- und Exerzier-Reglement, Felddienst — damals alles von einander geschieden — Pionierdienst, Situationszeichnen, Militär-Stilistik, Geographie und Geschichte. Einmal in der Woche kam der Regimentsauditor und trug Militär-Rechtspflege vor, und jeden Freitag Nachmittag der Regimentspater Horváth, welcher uns höchst auferbauliche Moralpredigten hielt, ohne jedoch aber selbst sonderlich von ihrer Wirkung überzeugt zu sein.

Das Schulzimmer war ein Mannschaftszimmer mit mehreren Kommisstischen und Bänken für die Frequentanten und einem sogenannten prima plana, mit der dienstlichen Bezeichnung P. P., Tisch und einem ebensolchen Stuhl für die Lehrer. Eine grosse schwarze Tafel, an den Wänden ein paar Landkarten und Situationszeichenvorlagen vollendeten die luxuriöse Einrichtung.

Untergebracht waren die Schüler ebenfalls in einem oder zwei Mannschaftszimmern mit dem für diese vorgeschriebenen Ameublement. So und soviel Mannschaftsbetten, per Zimmer ein Kommisstisch, zwei Bänke, zwei Wasserkannen, zwei Wasserschaffeln für Toilettezwecke, Schluss!

In diesen Räumen führte ein Aufsichts-Feldwebel sein Szepter!

Verpflegung: Mittags Kommissmenage und per Tag eine Portion Kommissbrot; wer Geld hatte, durfte sich kaufen was ihm beliebte.

Zur Bedienung waren je nach der Anzahl der Bewohner des Zimmers ein oder zwei Gemeine als „Ordonnanzen" kommandiert, welche das Zimmer zu kehren, abzustauben, Wasser zu holen etc. hatten und unsere kleineren Bedürfnisse an Speise und Trank aus der Kantine herbeischleppten. Betten machen, Schuhe, Kleider, Rüstung und Armatur putzen mussten wir uns selbst, und wehe, wenn das nicht alles in schönster Ordnung war!

Man sieht, verwöhnt wurden wir nicht!

Der Kurs begann gewöhnlich im Dezember nach der Rekrutenausbildung, zu der wir jüngere Kadetten immer verwendet wurden, und dauerte bis Ende April.

Dann kamen wir zu den Kompanien, schliefen meistens im Mannschaftszimmer und wurden gleich in die Kompaniekanzlei gesteckt, um die Manipulation praktisch zu lernen.

Gewöhnlich blieb man durch zwei Winter in der Kadetten-

schule und lernte natürlich im zweiten Jahr genau dasselbe, was man im ersten gelernt hatte.

Besonders wissenschaftlich war die Ausbildung der Kadetten nicht, aber militärisch durchaus zweckmässig — und Zeit hatte man ja hiezu — unter vier Jahren avancierten selbst die bestbeschriebenen Kadetten nicht zu Offizieren, ausser sie hatten Protektion, dann kamen sie meistens in andere Regimenter oder, wenn sie Geld hatten, häufig zur Kavallerie.

Dass wir Kadettenschüler, lauter junge Grasteufel von 16 bis 19 Jahren, eine Schwefelbande allererster Güte waren und alles trieben, was Gott verboten hat, ist leider nicht in Abrede zu stellen, und unser Hauptmann hatte seine liebe Not mit uns, was ihn auch veranlasste, uns in der freigebigsten Weise Kasern- und andere Kategorien von Arresten zuzuerkennen.

Im grossen und ganzen ging es uns aber in den Kadettenschulen recht gut, erst bei den Kompanien trat der Ernst des Lebens an uns heran.

Die Hauptleute liebten uns selten, den Subalternoffizieren waren wir mehr oder weniger Wurst, da war aber nun der Herr Feldwebel. Dieser sah doch meistens den zukünftigen Vorgesetzten in uns und tat sein Möglichstes, uns fühlen zu lassen, dass gegenwärtig er noch der Herr sei, und von keiner Seite fehlte es an mitunter recht pöbelhaften Beschimpfungen.

Beschwerden hierüber hatten meistens das Resultat, dass man wegen Behelligung des Kompanie-Kommandos mit einer unbegründeten Beschwerde auf 24 oder 48 Stunden zum Profosen wanderte, und um der Sache ein besseres Relief zu geben, noch durch einige Stunden kurzgeschlossen wurde.

Infolge dessen gab man die Klagen auf und steckte die Beschimpfungen ruhig ein.

Allerdings hörte diese rohe Behandlung auf, wenn man längere Zeit gedient hatte, in die Charge eines Kadettfeldwebels vorgerückt und brauchbar war; dann ging es einem sogar sehr gut, denn anno dazumal machte sich mancher der Herren Hauptleute das Leben in einer Art und Weise bequem, von der man heutzutage keinen Begriff hat, und da sich in diesem Falle häufig die Subalternen an ihrem Häuptling ein leuchtendes Beispiel nahmen, war man als Feldwebel wirklich der Herr in der Kompanie.

Der Offiziersgesellschaft wurden die Kadetten bei der Infanterie nie oder doch nur höchstens einzelne in grossen Ausnahmsfällen beigezogen, wenn die Betreffenden im Offizierskorps einen Protektor oder in einigen der vornehmeren Familien der Garnison, in welchen auch Offiziere verkehrten, Aufnahme gefunden hatten.

Die heutigen Kadetten wissen gar nicht, wie gut es ihnen geht!

Bevor ich zu meiner eingangs erwähnten Beförderung zurückkehre, muss ich noch einer Episode aus meiner Kadettenschulzeit gedenken, die mir unvergesslich bleibt.

Ein hoher Vorgesetzter sagte sich gegen Ende des Schuljahres, im April 1863, zur Schlussprüfung an.

Ohne gerade sehr alt zu sein, hatte er doch das Aussehen eines ziemlich abgelebten Mannes und die Eigenschaft, überall wo er sich langweilte, einzuschlafen, so zum Beispiel im Theater, wenn ihn das gegebene Stück nicht besonders ansprach u. s. w.

Der grosse Tag kam heran. Über den, das Katheder vertretenden P. P. Tisch hatte man ein schönes Tuch gebreitet, darauf lagen die vorgeschriebenen Lehrbücher, die Klassifikationsliste und einige Proben unserer Kunstfertigkeit im Situationszeichnen; hinter dem Tische stand ein bequemes Fauteuil und rund herum mehrere gepolsterte Stühle für die Suite, alles der Einrichtung eines verheirateten Feldwebels entliehen.

Unser Kommandant geleitet die hohe Gesellschaft nach erstatteter Meldung in das Schulzimmer, in dem wir, angetan mit unseren schönsten Parademonturen, der Entwicklung der Dinge harrten.

Der hohe Herr grüsste uns freundlich und sagte mit einem gütigen Lächeln: „Die jungen Leute sehen recht gut aus“; dann nahm er Platz in dem Fauteuil und die Prüfung begann.

Die Fragen waren auf Zettel geschrieben und wurden von jedem Examinanten gezogen.

Selbstverständlich eröffnete das Dienstreglement den Reigen. Das ging ganz glatt ab. Dann kam in ziemlich rascher Folge das Abrichtungs-Reglement, bei welchem sich schon ein unterdrücktes Gähnen bei dem hohen Herrn bemerkbar machte, und beim Exerzier-Reglement befand er sich bereits im Reiche der Träume.

Endlich kam die Weltgeschichte an die Reihe und ein Kadett namens Holitsch zog die Frage: Die Befreiungskriege im Jahre 1813.

Er liest die Frage vor und — schweigt.

Der Geschichtslehrer schwitzt Blut und raunt dem Unglücklichen zu: „So reden Sie doch etwas“. Dieser schweigt hartnäckig. Der Schulkommandant bemüht sich, ihm durch Schlagworte auf die Spur zu helfen — ganz umsonst!

Nach mehreren vergeblichen Versuchen, ihn zum Reden zu bringen, denen sich auch der Oberst anschloss, wurde Letzterer ärgerlich und sagte, ohne wohl an die Anwesenheit des sanft schlummernden hohen Herrn zu denken: „Aber Sie können ja gar nichts, setzen Sie sich.“

Die letzten Worte waren ziemlich heftig hervorgestossen worden, so dass der hohe Herr erwachte und eben nur das „setzen Sie sich“ hörte. Er wiederholte diese Worte und sagte wohlwollend: „Ja, setzen Sie sich, setzen Sie sich, ich bin recht zufrieden, scheint ein recht fleissiger junger Mensch zu sein!“

Die Gesichter, die wir alle, hoch und niedrig, schnitten, um nicht mit dem Lachen herauszuplatzen, sich auszumalen, überlasse ich dem geneigten Leser.

Und nun zurück zu meiner Beförderung und zu meinem jungen Glück, denn in ganz Europa und den umliegenden Ortschaften gab es am 17. Jänner 1866 kein glücklicheres Menschenkind als mich.

Die heute sonderbar scheinende Art und Weise der Beförderung, wie sie bei mir erfolgte, muss ich noch erklären.

Damals hatten die Regimentsinhaber das Beförderungsrecht bis inklusive des Hauptmannes.

Der unsere lebte in Venedig und da machte zur Verkürzung des Verfahrens der Regimentskommandant von Zeit zu Zeit über einige Kadetten — diese hatten nämlich keine Rangstour — eine Eingabe, in welcher diese zur Beförderung vorgeschlagen, vom Inhaber bestätigt und in der Reihenfolge, in der sie angegeben waren, bei einem eintretenden Abgang sofort zu Leutnants befördert würden.

Bezüglich der Offiziere war eine besondere Eingabe nichtnötig, da ja der Rangsälteste vorrücken musste und der Obers das Pouvoir hatte, Abgänge gleich zu decken.

Im Regiment war damals momentan keine Aussicht vorhanden, dass „Luft" wurde, daher ich auf eine Beförderung umsoweniger rechnete, als ich, obwohl mir bekannt war, dass ich mich diesmal unter der Serie der Eingegebenen befinde, doch nicht wusste, der wievielte ich war.

Die Eingabe war zu Ende des Jahres 1864 gemacht, und seither zwei Kadetten des Regiments befördert, ein Protektionskind, und zwar ein ziemlich altes, ein ehemaliger Offizier, der jedoch gleich nach dem Feldzuge wieder quittieren musste, eingeschoben worden und ein Akademiker zugewachsen. Da wollte mein Glücksstern, dass in dem am 17. Jänner eingetroffenen Verordnungsblatt sich im Regiment zwei Abgänge ergaben, und zwar wurde der vom Generalstab beim Regiment eingeteilte Hauptmann Baron Wolf als Major rückübersetzt und ein Oberleutnant pensioniert, für welchen uns das Kriegsministerium sofort im selben Verordnungsblatt mit einem Einschube bedachte. Wir hatten in den letzten Jahren eine Anzahl Stellen im Regimente durch die Einschübe verloren, und hatten deren vom Flottillen-Korps von der Marine, von den Husaren, weiss Gott woher überall erhalten und das war beim Regimentsavancement sehr bitter! Nun, eine Stelle blieb diesmal dem Regimente doch und ich war der Glückliche, der davon profitierte.

Also, ich stand da und starrte mein goldenes Portepée an! Feldwebel Poppovic gratulierte mich feierlichst an, ich dankte ihm tiefgerührt, und mittlerweile kam mein Hauptmann aus der Chargenschule zurück, dem ich das Geschehene sofort meldete.

Auch er beglückwünschte mich und sagte mir: Jetzt ziehen Sie sich an und gehen Sie gleich zum Herrn Obersten und bedanken Sie sich für das Portepée.

Ich folgte dem wohlgemeinten Rat, befestigte dieses an meinem Unteroffizierssäbel und sauste davon.

Auf dem Gange begegnete ich meinen Kompanieleutnant, einen vorsichtigen Kroaten, der mir auf meine Meldung und Vorstellung hin, ohne mir die Hand zu geben sagte: Ja, wissen Sie, das ist sehr schön, aber solche Sachen glaube ich immer erst, bis sie vom löblichen Regimentskommando im Tagsbefehle publiziert werden!

Etwas verblüfft über eine derart ausgebildete Gewissenhaftigkeit empfahl ich mich und machte, dass ich weiter kam, und als ich die Torwache passierte, präsentierte der Schnarrposten das Gewehr.

Das erstemal anpräsentiert, welches Gefühl! Nach dem damaligen Gebrauche erhielt der Posten für diese Mühewaltung einen baren Gulden. Ich gab ihm diesen natürlich auch. Es war zwar momentan der letzte, über den ich verfügte, und doch, wie gerne gab ich ihn her!

Es war eigentlich doch schöner das damalige Avancement! Das Unvermutete, Überraschende erhöhte die Freude doch gewiss bedeutend gegen jetzt, wo jeder weiss, er muss dran kommen und oft seine neue Montur schon wochenlang früher in Kasten hängen hat.

Ich ging nun zum Obersten, stattete meinen gehorsamsten Dank ab, er gratulierte mir und entliess mich mit gütigen Worten.

Ich setzte mich nun in Trab, um zum Regimentsschneider zu kommen und ging von dort weg gegen das Offiziers-Kaffeehaus zu, wo ich hoffte einige meiner neuen Kameraden zu treffen. Das war auch der Fall und man bemächtigte sich meiner unter lautem Halloh.

Der Eine, mit mir so ziemlich in gleicher Grösse, lieh mir Pantalon und Waffenrock, ein anderer einen Radmantel, wieder einer einen Säbel; Mütze und Schuhe nahm ich gleich à conto der Uniformierung bei den betreffenden Lieferanten und in einer Viertelstunde war der neue Leutnant komplett adjustiert, etwas provisorisch allerdings, aber doch.

Die nächsten Tage vergingen mit Adjustierung, Meldungen und Besuchen rasch genug.

Als ich im Hause des Fabrikanten Baron O . . ., in welchem ich schon seit ein paar Jahren als Kadett die liebenswürdigste Aufnahme gefunden hatte, meine Aufwartung als neugebackener Leutnant machte, sagte mir die gütige Hausfrau, nachdem sie mich aufs herzlichste beglückwünscht hatte: „Nun, Gott sei Dank, jetzt sehen Sie wenigstens wieder aus, wie ein anständiger Mensch, denn diese ungarischen Beinkleider, die Sie bis jetzt trugen, sind abscheulich.“ Unrecht hatte sie nicht, sie sind ganz hübsch in der Front, aber im Salon, ne, lieber nich'!

Die nächste Konsequenz des bisherigen Tragens dieses geschmähten Kleidungsstückes war, dass es mich in den Pantalons, jetzt mitten im Winter, immer an den Beinen fror, und ich mir eine gehörige Halsentzündung zuzog, die mich auf ein paar Tage an Bett und Zimmer fesselte.

Kaum war ich besser, flog ich von einem Ball auf den anderen und tanzte mich wieder gesund.

Nach meiner vollkommenen Herstellung erhielt ich einen vierzehntägigen Urlaub nach Pressburg und Wien, um mich meinen Eltern und Verwandten zu produzieren.

Nach der damals in Brünn bestehenden Vorschrift musste jeder Offizier auch beim Korpskommando seine jeweiligen Meldungen erstatten. Natürlich wurde derlei Volk wie Leutnants nicht vom Korpskommandanten Sr. kaiserlichen Hoheit dem Herrn Erzherzog Karl Ferdinand empfangen, sondern durch dessen Personaladjutanten und Kammervorsteher Major Baron Orczy des 7. Husarenregiments abgefertigt.

Als ich bei diesem meine Meldung erstattet hatte, sagte er: „Also nach Pressburg gehen Sie?"

„Ja wohl, Herr Oberstwachtmeister," entgegnete ich, gemäss der damaligen Sitte.

Er: „Dort sind ja die berühmten Mohn- und Nussbeugeln zu Hause, da könnten Sie mir eigentlich einen Gefallen tun!"

Ich: „Ich bitte zu befehlen?"

Er: „Wissen Sie, Ihre kaiserliche Hoheit die Erzherzogin isst nämlich die Beugeln sehr gerne, und da könnten Sie einige mitbringen!"

Ich! „Mit grösstem Vergnügen, wieviel soll ich mitbringen?"

Er: „Na, bringens halt von jeder Sorte ein Dutzend und nun Adieu und gute Unterhaltung". Er reichte mir die Hand, ich machte meinen Kratzfuss und verschwand.

Nachmittags fuhr ich nach Pressburg, wo ich mich sehr gut, und von da nach Wien, wo ich mich noch besser unterhielt und natürlich auf die Beugeln ganz vergass.

Der schöne Urlaub nahm leider ein zu rasches Ende und am letzten Tage desselben fuhr ich, höchst vorschriftsmässig adjustiert, zum Platzkommando, um mich bei dem besonders von den Urlaubern mit Recht gefürchteten Generalmajor Grafen Pötting abzumelden.

Das Platzkommando war damals in einer noch bestehenden Befestigung der alten Löwelbastei untergebracht, beiläufig da, wo jetzt das Liebenberg-Denkmal steht.

Als mein Fiaker vom Michaelerplatz in die Schaufflergasse einbog, schaue ich zufällig hinaus, und lese zu meinem Glück, eine Firmatafel: „Uhl. Kunstbäckerei", und was mir sofort hauptsächlich ins Auge fällt: Pressburger Mohn- und Nussbeugeln!

„Fiaker halt, aufhalten", schrie ich wie besessen. Der Mann bleibt stehen und schaut mich ganz verwundert an, ich stürze ins Gewölb: Haben Sie frische Mohn- und Nussbeugeln? frage ich die Ladennymphe?

„Gewiss, Herr Leutnant, ganz frische!"

„Also schicken Sie mir sofort von jeder Sorte ein Dutzend, gut verpackt, zum Mitnehmen auf die Reise.

Ich überzeugte mich noch, ob das Exterieur der Wiener

mit dem der Pressburgerbeugeln übereinstimme, gab meine Adresse an und fuhr erleichterten Herzens zum Platzkommando und Nachmittag nach Brünn zurück.

Tags darauf bei der Meldung war die erste Frage Orczys nach den Beugeln, worauf ich ihn versicherte, die echtesten Pressburger mitgebracht zu haben, die überhaupt existierten, und fragte, wohin ich sie schicken dürfe.

Er antwortete: Schicken Sie mir sie heute gegen zwei Uhr in meine Wohnung, Sie wissen ja, im erzherzoglichen Palais. Ich sagte zu und machte, dass ich fortkam.

Tagsdarauf begegnete mich Orczy, dankte mir und sagte, die Beugeln seien gerade noch rechtzeitig angekommen und beim Diner serviert worden, und haben den hohen Herrschaften ausserordentlich gemundet.

Alles war gerettet!

Die Zeit verging zwischen Dienst und Unterhaltung.

Mit unseren Kameraden in der Brigade, vom Regiment Graf Coronini Nr. 6 und dem 13. Jägerbataillon lebten wir in denkbar bestem Einvernehmen; kleinliche Eifersüchteleien zwischen den Truppen, wie man sie heutzutage häufig genug sieht und welche jede Kameradschaft untergraben, kannte man damals nicht, es war als gehörten wir alle ein und demselben Truppenkörper an und brachten unsere ganze freie Zeit gemeinschaftlich zu.

Wir bei 61 hatten schon seit dem Jahre 1863 eine Offiziersmenage, welche in einem riesigen, alkovenartig getrennten Doppelzimmer der Neustädter Kaserne etabliert war. Der vordere Teil war unser Fechtsaal, der rückwärtige das Speiselokal.

Eine halbe Stunde vor Tisch war schon so ziemlich alles, besonders das Subalternvolk versammelt, und es wurde tüchtig gefochten, zur Verzweiflung des Menage-Maiers, der steif und fest behauptete, das Fechten befördere den ohnehin schon bedenklich grossen Appetit der Leutnants, und wenn vor Tisch immer gefochten würde, könne er das Auslangen mit seiner Dotation nicht finden.

Wir hatten ein paar grossartige Fechter im Regiment, so die Oberleutnants Nachodsky, Karl Mierka, Leutnant Popp*), letzterer diplomierter Fechtmeister, dann unser Oberstleutnant Bogutovac, der weniger fein als gewandt focht und gegen den deshalb nicht aufzukommen war, weil er mit seiner Bärenkraft jede Parade durchschlug.

Nach dem Essen gingen immer einige von uns ins Offizierskaffeehaus, das Café Spranz nächst der Jesuitenkaserne, „auf einen Schwarzen". Dort trafen wir unsere Brigadekameraden.

Das Regiment Coronini war Ende 1864 nach dem schleswig-holsteinischen Feldzug zu uns nach Brünn gekommen.

Einer der Herren des Regiments, Leutnant Witte**) hatte einen

*) Gefallen in der Schlacht bei Königgrätz.

**) Gefallen in der Schlacht bei Königgrätz.

riesigen dänischen Fischerhund aus Jütland mitgebracht, welcher in der kürzesten Zeit der allgemeine Liebling der Garnison war.

Es war ein furchtbar komisches Vieh, ungeheuer gutmütig und grösser als der grösste Neufundländer; er hatte einen kugelrunden Kopf mit einem ungemein freundlichen Gesicht, lichtblaue Augen, das Fell war stichelhaarig und licht gelbgrau; benamset war er: Rolf Krake, nach dem berühmten Panzerschiff, von dem dänischerseits so viel erwartet und seinerseits so wenig geleistet worden war.

Wenn wir uns nun bei Spranz zum „Schwarzen" im Offizierszimmer, in dessen Mitte ein runder Tisch von einem riesigen Durchmesser stand, versammelten, sass Freund Rolf mitten auf diesem und nahm von jedem von uns sein Stückchen Zucker in Empfang, welchen er mit einem dankbaren Wedeln seiner kolossalen Rute quittierte, wobei es allerdings vorkam, dass er ein- oder das andermal eine Kaffeeschale, ein Glas Wasser und dergleichen vom Tische herabwedelte, wenn der Eigentümer dieser Gegenstände nicht sehr auf der Hut war.

Abends waren wir ein Kretzl aus der Brigade im Restaurant „zur Schnecke" am Krautmarkt, und kam einer von uns auf die Hauptwache, die mitten am Hauptplatze lag, war gewiss die ganze Schneckengesellschaft dort versammelt.

Es waren prächtige Abende, komische Deklamationen, in denen besonders Freund Bakonyi,*) Oberleutnant von Nr. 6, geradezu hervorragendes leistete und den Restaurateur zu dessen grosser Indignation immer nur: „Herr Schneck" rief. Anekdoten oft des bedenklichsten Inhaltes wechselten untereinander ab, gute und schlechte Witze wurden verbrochen, man kam oft den ganzen Abend nicht aus dem Lachen heraus.

Wir gingen auch fleissig ins Theater, welches sehr günstig gerade neben unserer Schnecke gelegen war, und ergötzten uns an den damals so beliebten Offenbach'schen und Suppé'schen Operetten, deren Arien dann an unseren Abenden, wenn es schon ziemlich spät und das Lokal ziemlich leer geworden war, von uns mit grosser Vorliebe gesungen wurden, über das — w i e — will ich lieber schweigen.

Ah, es war eine herrliche Zeit!

Und ein halbes Jahr später!

Fast die Hälfte unserer Gesellschaft schlief den ewigen Schlaf bei Königinhof und bei Königgrätz, wo sie ihre Treue zu ihrem Kaiser und Herrn mit ihrem Tode besiegelt hatten.**)

Gelegentlich meiner Beförderung war ich zur 2. Kompanie eingeteilt worden, hatte einen ebenso tüchtigen als gütigen Hauptmann, der Kompanie-Oberleutnant war Mitglied unserer

---

*) Gegenwärtig Feldmarschalleutnant im Ruhestande.

**) Von Nr. 6: Hauptmann Maric, Stankovic, Oberleutnant Schäfer, Schwab, Leutnant Wilke, Sánta. Von Nr. 61: Oberleutnant Graf Kielmannsegge, Baron Bibra, Leutnant Naldrich. Vom Jägerbataillon Nr. 13: Leutnant Brand.

„Schnecken"gesellschaft, die dienstlichen Verhältnisse waren daher ebenso angenehm als die ausserdienstlichen.

Dass ich als echter Leutnant auch meine kleinen Schulden hatte, ist ganz selbstverständlich.

Mein guter Gott! Gage 36 fl. ö.-W. Hievon Beförderungstaxe 3 fl. 33 kr., Uniformierung 12 fl. (als Neubeförderter), Musik 1 fl. 20 kr., Fechtsaal, Bibliothek 1 fl., Menage 10 fl, bleibt zu empfangen 8 fl. 27 kr., davon musste Frühstück, Nachtmahl. Zigarren, Zulage für den Diener, Wäsche, Reparaturen etc. bestritten, und standesgemäss gelebt werden.

Und dies ist der Gagezettel eines vollkommen rangierten Leutnants II. Klasse, wie sah erst der eines nicht rangierten aus!!

Mit meiner Zulage fand ich auch nicht immer, oder ehrlich gesagt, nie mein Auskommen. Der Fasching, und dann nach den fünf bittern Kadettenjahren das Aufatmen im goldenen Licht des Leutnantssternes! Es war vielleicht nicht in der Ordnung, gewiss nicht, aber begreiflich, und um so eher zu entschuldigen, als die zur Tilgung meiner Schulden nötigen Fonds immer vorhanden waren.

Da ich nun in meiner Erzählung auf dieses heikle Tema geraten bin, kann ich nicht unterlassen unseres Vertrauensmannes in dieser Richtung, des Herrn Hermann Singer, Erwähnnng zu tun

Er wird wohl schon auch lange ruhen in Abrahams Schoss, war er ja damals, als bürgerlicher Wucherer und Puffier der Herren Offiziere der Garnison Brünn, kein Jüngling mehr.

Wie alle seiner Gilde war er natürlich ein Hauptganef, aber dabei eigentlich ein guter Kerl, der keinem von uns Ungelegenheiten bereitete, das heisst klagte, wenn man ihm im Falle der Zahlungsunfähigkeit am Verfallstage des Schuldscheines mit ein paar freundlichen Worten und zwei oder drei Gulden, je nach der Höhe der Schuld, abfertigte.

Damals kam es nicht vor, dass ein Leutnant oder Oberleutnant, der keinen Kreuzer eigenes Vermögen besass, tausend Gulden und auch noch mehr Schulden hatte, und dabei seelenvergnügt war.

Hatte ein Subalternoffizier ohne Beihilfe zwei- bis dreihundert Gulden Schulden, galt er schon für höchst derangiert, und war — bei einem kritischen Obersten, und deren gab es damals sehr viele — eigentlich immer am Sprung.

Da wurden sehr bescheidene Beträge gepumpt, zehn, zwanzig, dreissig Gulden, letzterer Betrag erforderte schon einen ziemlich bedeutenden Kredit und dezidierte Zahlungsfähigkeit.

Herr Singer hatte die löbliche Gewohnheit sich von je zehn Gulden einen Gulden pro Monat Interessen zahlen zu lassen, war man ihm z. B. dreissig Gulden schuldig und gab ihm monatlich seine drei Gulden Interessen, konnte das Kapital jahrelang unbezahlt bleiben, war es ja eine Bagatelle von hundertzwanzig

Prozent, die man ihm zahlte, aber zwei oder drei Gulden im Monat taten weniger weh', als zwanzig oder dreissig, also man zahlte mit dem glücklichen Leichtsinn der Jugend diese Riesenprozente und fand den Vorgang ganz natürlich, keinem Menschen wäre es eingefallen sich darüber aufzuhalten.

Singer war in seinem Exterieur ein Typus seiner Rasse, dabei ein ungeheuer komischer Kerl.

Wir mauschelten natürlich immer mit ihm, was er nicht im Geringsten übelnahm.

Eines Tages begegne ich ihn in einer menschenleeren Seitengasse und redete ihn an: Nu, Singerleben, was tut sich?

Was sach tut, gor nix tut sach, antwortete er. Jach kümm zu gehen gerode vüm Herrn Oberleidenand Baron W. Er is mer doch schuldig e Haufen Geld, und glauben Se, er hot mer was bezahlt? Soll jiach a soi leben ünd gesund sein, als er mer hat gegeben kainen Kraizer, 'n alten Ganef hat er mer geheissen. Schauen Se, Herr Leidenandleben, de Herrn tüen immer, als wenn se hätten Geld wie Hai (Heu) und jach sog' ihnen, nix hoben Se, gor nix; sogen Se selber wos soll jach machen, soll jiach ihm lossen pfänden? Wissen Sie wos jach wer finden, etwos 'n Stiefelzieher und 'n olten Nachttopp! Sogen Se selber, is dos e Geschäft?

Mit diesen Worten rannte er davon als wenn ihm der Kopf brennte.

Nicht lange vor unserem Ausmarsche bummle ich über den Hauptplatz, da höre ich leise meinen Namen rufen; Singerleben stand unter dem Haustore eines Durchhauses und winkte mir eifrigst herein. Auf der Strasse sprach er natürlich nie einen von uns an, sondern legte sich in einem der zahlreichen Durchhäuser in Hinterhalt, und nach der Konferenz, die unter dem Tore abgehalten wurde verschwand er nach hinten hinaus.

„Was gibt's, Singer?" fragte ich.

„Herr Leidenand, sogen Se mer, is wohr, werd sein a Krieg?"

„Natürlich," entgegnete ich.

„Nu, und Se werden mitgehen?"

„Aber ganz natürlich!"

„Ober Se san mer doch schuldig e Geld!"

Ich war ihm allerdings achtzig Gulden schuldig, diese waren aber erst Mitte Juli fällig, und sagte ihm daher:

„Das ist ganz richtig, Singerleben, aber deshalb kann ich ja doch nicht zu Hause bleiben; stellen Sie sich vor, dass alle, die Ihnen schuldig sind, hierbleiben würden, da könnte der Oberst mit nur sehr wenig Offizieren vor den Feind gehen, und dass das nicht geht, werden Sie doch einsehen!"

„Ober wenn Se werden totgeschossen?"

„Dann erlaube ich Ihnen, mir eine dicke Träne nachzuweinen, mehr kann ich nicht für Sie tuen!"

„Reden Se kan' Stuss, und meine achtzig Ranisch?"

„Die sind dann allerdings pfutsch," neckte ich ihn.

Singer geriet bereits in eine leichte Transpiration.

„Herr Leidenand, wollen Se mer tuen a Gefallen," sagte er nach einigem Überlegen.

„Wenn ich kann, mit Vergnügen, nur nicht jetzt die achtzig Ranisch*) zahlen."

„Nu also heren Se, wenn Se kommen in der Schlacht, so san se So güt und san Se nix zu tapfer, tun Se sich nix zu stark exponieren, damit Ihne nix kann geschehen."

„Jetzt machen Sie aber, dass sie weiter kommen," sagte ich lachend und ging meiner Wege.

Als ich ihm im August, als der Verkehr mit Brünn wieder frei war, die vorerwähnten achtzig Ranisch schickte, dankte er mir in einem höchst kläglichen Briefe und behauptete, er sei ein total geschlagener Mann: „denn er habe im Kriege „eine Menge Herren" verloren!" Wenn das letztere auch seine Richtigkeit haben mochte, wird er doch nicht sehr zu kurz gekommen sein, der brave Hermann Singer.

So vergingen der Jänner und Februar dieses denkwürdigen Jahres und wir befanden uns vortrefflich, doch schon in den letzten Tagen dieses Monates munkelte man verschiedenes über eine zunehmende Spannung in unserem Verhältnis zu Preussen und Italien. Kriegsgerüchte verbreiteten sich und nahmen immer mehr an Konsistenz zu.

Anfang März waren in der Gegend von Kuttenberg in Böhmen Unruhen ausgebrochen, bei denen das Losungswort der Krawallmacher „Stříbro" (Silber) war. Es wurden einige recht ernstliche Judenkrawalle inszeniert, die jedoch bald unterdrückt wurden.

Trotzdem nahm man dies „Oben" als eine willkommene Veranlassung, die in Böhmen befindlichen Truppen zu vermehren, und rechtfertigte sich auch diesbezüglich einer Anfrage Preussens gegenüber in diesem Sinne.

Infolge dieser Massregel passierte auch das Regiment Grossfürst Konstantin Nr. 18 in Mitte März Brünn, und hatte hier einen Rasttag, den wir mit den Kameraden dieses Regiments sehr vergnügt verbrachten und es an Brandreden gegen Preussen nicht fehlen liessen.

Anfangs April hatten wir im Regiment eine sehr traurige Begebenheit.

In Arad, wo unser viertes Bataillon stationiert war, hatten mehrere Kameraden einen Ausflug gemacht, und waren sehr heiterer und fröhlicher Stimmung in die Festung zurückgekehrt, und zum Schlusse noch in die Kantine gegangen.

Dort hatte sich bald ein kleines Jeu entwickelt, bei welchem es zwischen zwei Herren zu einem bösen Wortwechsel kam, dessen Veranlassung jedoch gleich darauf aufgeklärt wurde.

---

*) Ranisch = Gulden, Singer bediente sich dieser Umschreibung mit Vorliebe.

Trotzdem waren die gefallenen Worte derart, dass von einem Ausgleiche nicht die Rede sein konnte.

Als Tags darauf der Beleidigte nichts dergleichen tat den andern zu Rechenschaft zu ziehen, zitierte ihn der älteste Oberleutnant, verlangte über dieses befremdende Gebaren Aufklärung und erhielt die verblüffende Antwort: Mit einem, der ihn einer Tat beschuldige, wie sein Gegner ihn, schlage er sich nicht, er verlange daher die gerichtliche Untersuchung.

Dagegen war natürlich momentan nichts zu machen, als die Anzeige ans Regimentskommando, welches anordnete: die beiden in der Affaire verwickelten Offiziere seien dem eben nach Brünn abgehenden Ergänzungstransporte anzuschliessen. Hier angelangt, verhängte der Oberst über beide die gerichtliche Untersuchung und setzte beide in Hausarrest.

Leutnant Anton Prochaska, ein sehr netter und beliebter Offizier, der Beleidiger in der Affaire, ersuchte, nach der damaligen Regimentsvorschrift*) den Leutnant Naldrich und mich, „für ihn bitten" zu gehen.

Wir taten es dann auch und erhielten vom Obersten den von uns bereits vorausgesehenen Bescheid, er könne in der Sache nichts mehr machen. da er bereits den Regimentsauditor mit der Durchführung der Untersuchung betraut habe.

Wir teilten unserem Kameraden das Resultat unserer Mission mit, worauf er uns herzlichst dankte und, nachdem wir uns entfernt hatten, sich erschoss

Der Fall erregte begreiflicherweise allgemeines Aufsehen und Teilnahme, umsomehr, als, hätte Prochaskas Geger ihn gefordert, die ganze Geschichte mit dem Duell vollständig erledigt gewesen wäre; musste dieser sich doch selbst, als älterer Offizier der damaligen Ära sagen, dass selbst im für ihn allergünstigsten Ausgange der gerichtlichen Untersuchung kein Offizierskorps der Armee ihn in seiner Mitte geduldet hätte.

Nachmittag hatte sich Prochaska erschossen und am nächsten Vormittage stand sein Gegner bereits vor den durch den ältesten Oberleutnant zusammenberufenen Subalternoffizieren.

Dieser eröffnete ihm, dass das Offizierskorps auf die Ehre verzichte, fernerhin mit ihm zu dienen und legte ihm den schon bereit gehaltenen Quittierungs-Revers zur Unterschrift vor.

Dieser wurde natürlich sofort unterzeichnet und Nachmittag verliess der Mann, der durch sein inkorrektes Benehmen sich und einen Kameraden unglücklich gemacht hatte, natürlich bereits in Zivil gekleidet, die Stadt Brünn.

Tags darauf wurde unter allgemeiner Teilnahme der ganzen Garnison der arme Prochaska zur ewigen Ruhe bestattet.

Damals ging es mit der Justiz in einem Offizierskorps gar

*) Nach dieser musste jeder Bestrafte — Offizier und Mannschaft — binnen 24 Stunden zwei Kameraden derselben Charge zu dem, der die Strafe verhängt hatte, um Nachsicht derselben „bitten" schicken. Nach Vollzug derselben musste man sich für dieselbe „bedanken".

rasch, rascher als mit den jetzigen endlosen Ehrenrats-Sitzungen, und selten, ja sehr selten, geschah Einem Unrecht.

Das Offizierskorps war, vor der Einführung des Konkretual-Status und der durch ihn notwendig gewordenen häufigen Transferierungen, wirklich eine Familie.

Man diente in ein und demselben Regimente vom Kadetten oder vom Akademiker meist bis zum Stabsoffizier oder bis man in den Ruhestand trat, Übersetzungen zu anderen Regimentern waren höchst selten.

Das Offizierskorps wachte strenge über seinen guten Ruf und wer nicht hineinpasste, war ein gelieferter Mann, denn gegen das Urteil der Offiziersversammlung gab es keinen Rekurs und keine Einflussnahme von oben.

Man kannte sich genau und die guten Eigenschaften und die Fehler eines jeden Einzelnen, man wusste und erwog es genau, wer Berücksichtigung verdiente und wer nicht und urteilte dementsprechend. Freilich gab es Fälle, wo es keinem einfiel, nur ein Wort zugunsten des Beschuldigten zu verlieren und wäre er noch so tüchtig und noch so beliebt gewesen.

Dass zum Beispiele recht zweifelhafte Individuen von den Regimentskommandanten gegen den Willen des Offizierskorps gehalten, um dann von deren Nachfolger ganz bestimmt gegangen gemacht zu werden, wie man das heutzutage erleben kann, war damals ganz ausgeschlossen.

Da war das Offzierskorps dasjenige, welches seinen Beschluss fasste, und keinem Obersten der Armee wäre es eingefallen, gegen einen solchen Partei zu ergreifen, und damals waren die Herren Oberste gar gewaltige Herren, welche noch das jus gladii besassen und was zur damaligen Zeit des Konkordates fast noch mehr sagen will, die Macht hatten, im Bedarfssfalle dem Regimentspater den Befehl zu erteilen, noch eine zweite Messe zu lesen, wenn er bereits eine gelesen hatte!

Es gab zu jener Zeit Oberste, deren Strenge und Rücksichtslosigkeit in der Arme geradezu legendär war, aber in den Beschluss einer Offiziersversammlung mengte sich keiner von ihnen.

Der April brachte eine bedeutende Steigerung der kriegerischen Stimmung mit sich, welche sich besonders unser sehr intensiv bemächtigte, und gegen Mitte des Monates war niemand mehr im Zweifel, dass es „losgehen“ werde; umsomehr, als die Armee in Italien — schon damals die Südarmee genannt — auf Kriegsfuss gesetzt wurde.

Eines schönen Tages, gegen Ende des Monates, lässt mich der Regiments-Adjutant holen und fragt mich: „Was ist's, willst Du nach Wien?“

„Natürlich,“ war meine prompte Antwort.

„Also dann pack' dich zusammen und geh' gleich ins Transporthaus, du wirst heute Nachmittag einen Transport nach Wien führen. Bei deinem Hauptmann kannst du dich bei der

Menage melden, alle weiteren Meldungen können unterbleiben. So, jetzt mach', dass du fortkommst."

Ich sause ins Transporthaus, wo man mir eröffnet, dass ich nachmittags um 5 Uhr mit dem Ergänzungstransport des 5. Artillerie-Regiments, welches in Verona stationiert war, 435 Mann, mittelst Separatlastzug Nummero soundsoviel nach Wien abzugehen habe.

Die Leute kamen aus Böhmen, waren in Prag gesammelt und bis Brünn expediert worden, wo der den Transport führende Offizier diesen übergab und beruhigt nach Prag nach Hause fuhr.

Dass man die ganze Gesellschaft nicht gleich unter demselben Kommandanten bis Wien weiterschickte, sondern diese durch zwölf Stunden in Brünn herumlungern liess, wo ein grosser Teil derselben die Gelegenheit benützte, den aus Prag mitgebrachten Einberufungs-Desperationsrausch noch weiter entsprechend anzustückeln, ist ein Beweis für die damals übliche, sehr zweckmässige Instradierungs-Methode.

Genug, ich übernahm die ganze Sippschaft gleich nach dem Mittagessen und erhielt als besonders angenehme Zubusse vierzehn Freiwillige von der zweiten Werbung für das kaiserlich mexikanische Freikorps*), eine ganz unglaubliche Schwefelbande, und marschierte auf den glücklicherweise in der Nähe des Transporthauses gelegenen Bahnhof, wo ich um 3 Uhr nachmittags anlangte.

Als Eskorte für den ganzen grossen Transport hatte ich von meinem Regiment einen Hornisten und einen Korporal mit vier Gemeinen des Regiments Nr. 70 zugewiesen, welch' letztere einen Arrestanten nach Brünn gebracht hatten und mir nur bis Gänserndorf die Ehre ihrer Begleitung schenkten, von wo aus sie irgendwohin nach Ungarn einrücken sollten.

Am Bahnhof angelangt, informierte ich mich über meinen berühmten Separatlaszug und nahm dann die ältesten Unteroffiziere meines Transportes, die ehemaligen Feuerwerker zusammen, durchwegs ordentliche, nüchterne und wie ich später sah, auch verlässliche Leute, bestimmte sie zu Waggonkommandanten, brachte ihnen die während der Fahrt vorgeschriebenen Hornsignale in Erinnerung u. s. w.

Meine Herren Mexikaner hatten sich mittlerweile bestrebt, die Reste ihres noch vorhandenen Handgeldes in Alkohol umzusetzen und vollführten einen Heidenkrawall, so dass ich einen der Feuerwerker hinschickte, sie zur Ruhe zu mahnen, worauf einer — wie es schien der Wortführnr der Gesellschaft — namens Franz Sacher, jenem erklärte: Ich hätte ihnen nichts zu befehlen, er sei kaiserlich mexikanischer und nicht österrei-

*) Diese zweite Werbung hatte anfangs 1866 begonnen und wurden diese Freiwilligen in Laibach und Triest gesammelt, gelangten jedoch wegen Ausbruch des Krieges nicht mehr zur Einschiffung, sondern wurden meist in die Südarmee eingeteilt.

chischer Soldat, übrigens sei er auch Feuerwerker, ebenso wie mein Delegierter, und dieser möge machen, dass er weiter komme.

Auf das hin nahm ich meinen Korporal von Nr. 70, der von seiner Arrestanten-Eskorte her mit einem Schliesseisen versehen war, und seine vier Mann, begab mich zu den Mexikanern und sagte dem Herrn Franz Sacher mit aller Ruhe, wenn der Skandal hier nicht sofort ein Ende nehme und sie sich nicht sofort zum Transport verfügten, liesse ich ihn in Eisen schliessen und so nach Wien befördern.

Das wirkte, jedoch konnte Herr Franz Sacher nicht umhin, mich in der wohlwollendsten Weise zu versichern, dass der „Gescheidtere immer nachgebe".

Bei der Einwaggonierung ordnete ich an, um nicht die ganze Reise hindurch den Skandal in Permanenz zu haben, dass diese Bande zu je zwei in die verschiedenen Waggons verteilt werde, was mir bei Sacher und vier seiner Waffenbrüder erst durch Zuhilfenahme der Fäuste meiner wacken Kanoniere gelang. Die anderen fügtgen sich

Unterwegs ging es ziemlich glatt ab, da die Exzedenten ihre Räusche ausschliefen, und um fünf Uhr früh, sage nach zwölfstündiger Fahrt von Brünn nach Wien! landeten wir glücklich am Nordbahnhofe, wo ein Unteroffizier den Transport erwartete und in die Heumarktkaserne, in der das Transporthaus ist, geleitete.

Dort erwartete uns, trotz der frühen Morgenstunde, schon der Kommandant, ein kleiner, ziemlich dicker Major des Armeestandes.

Er nahm meine Meldung entgegen und über meinen Bericht bezüglich der Mexikaner begann er behaglich zu schmunzeln und sagte: „So, so — Mexikaner, — charmante Leute das, — kenne sie, — habe letzterer Zeit des öftern das Vergnügen gehabt, — ich sag' Ihnen, Herr Leutnant, grossartige Leute, — jeder Einzelne ein Cortez. Bitte, stellen Sie mir die fünf Herren vor, — freue mich aufrichtig ihre nähere Bekanntschaft zu machen!"

Der alte Herr war urkomisch, aus seinem runden Gesichte leuchteten ein par unsagbar gutmütige Äuglein, der ganze Mann war das Prototyp der Gemütlichkeit, so dass ich mir im Stillen dachte: Der wird meinen Mexikanern nicht wehe tun. Doch ich irrte mich gewaltig.

Ich holte meine fünf Verbrecher heraus und liess sie vor dem Major aufmarschieren, am rechten Flügel selbstverständlich mein spezieller Freund Sacher.

Der Transporthauskommandant schmunzelte wieder höchst hinterlistig, und nachdem ich ihm den Vorfall in Gegenwart der Beschuldigten wiederholt hatte, sagte er mit einer rührenden Liebenswürdigkeit: „Na also! Der G'scheidtere gibt nach, altes Sprichwort, sehr altes Sprichwort und wahr, sehr wahr! Werden es gleich diesen würdigen Herren hier ad posteriora demonstrieren."

„Sehen Sie, liebes Kind, wandte er sich speziell an Sacher, ich werde jetzt ein paar Bänke kommen lassen, und ein paar Unteroffiziere mit Stöcken, sehr angenehme Leute, diese Unteroffiziere, dann werde ich Sie und Ihre verehrten Herren Kollegen bitten, auf den Bänken platzzunehmen, so hübsch der Länge nach, mit dem Gesicht nach unten. Sie werden sich wieder denken, ich bin der G'scheidtere und werden daher nachgeben, und wenn Sie platzgenommen haben, werden die braven Unteroffiziere Ihnen vierzig und den, hier steigerte sich seine Stimme bedeutend, vier anderen Haderlumpen einem jeden dreissig Stockstreiche verabfolgen. Habt Ihr mich verstanden, Saubanda übereinander!"

Die fünf Sünder waren sichtlich blass geworden und Sacher sagte, aber sehr dasig: „Ich bitte gehorsamst, Herr Major, ich bin Feuerwerker und darf als solcher nicht mit Stockstreichen bestraft werden."

„Ah saperment, da hätten wir bald was Schönes angerichtet, also Sie sind Feuerwerker, ah, da gratuliere ich wirklich von Herzen, sagte der Major mit wirklich unheimlicher Liebenswürdigkeit, also Feuerwerker, na, wo sind denn die Übergabsdokumente? hier"; er blätterte nach, „wo haben wir denn unseren verehrten Freund Franz Sacher? aha, da ist er schon," dann schüttelte er den Kopf und fuhr mit der perfidesten Artigkeit fort: „Ja, Hochschätzbarster, da ist ein Irrtum unterlaufen, ein ganz haarsträubender Irrtum, denn man hat in ganz unverantwortlicher Weise unterlassen hier zum Ausdrucke zu bringen, dass Sie Feuerwerker sind, fatal, recht fatal, hier steht nur: mexikanischer Freiwilliger, bitte, sagte er, dem Unglücklichen das Dokument vorweisend, überzeugen Sie sich selbst, was hier steht."

„Na also, da bleibt Ihnen nichts übrig als wieder einmal der Gescheidtere zu sein und ihre Vierzig ruhig in Empfang zu nehmen."

Fünf Minuten später widerhallte der Hof des Transporthauses vom Schalle der Stockstreiche und von dem Wehegeheul der fünf Mexikaner.

Als ich drei Tage später nach Brünn zurückkehrte, hatten wir bereits Marschbereitschaft, am 26. April war das grosse Mobilisierungsavancement, bei dem ich schon zum Leutnant erster Klasse vorrückte, gleichzeitig mit fünf Kameraden, welche seit dem Jahre 1859 auf diese hohe Charge gewartet hatten.

An diesem Tage kam auch der Marschbefehl, der von den meisten von uns heiss ersehnte Krieg stand vor der Tür!

II.

Ausmarsch und Kantonnierung.

Am ersten Mai, früh sechs Uhr, stand unser Bataillon, das erste, unter Kommando des Oberstleutnants Cosmas Bogutovac, auf der „Spielberger Esplanade" zum Abmarsch gestellt.

Trotz der frühen Stunde war die halbe Stadt Brünn auf den Beinen, um uns abmarschieren zu sehen und uns Glück zu dem bevorstehenden, bereits allseitig als unvermeidlich angenommenen Kriege zu wünschen.

Das Regiment hatte fünf Jahre in Brünn gelegen und sich grosser Sympathien seitens aller Kreise der Bevölkerung erfreut.

Viele junge Brünner waren freiwillig ins Regiment eingetreten; das Bewusstsein, es geht vor den Feind, besagt eben auch etwas, daher der Abschied ein wirklich ergreifender für beide Teile war.

„Habt acht! Bataillon rechts schaut! Präsentiert!" Die Musik intoniert die Volkshymne, die Tambours schlagen den Generalmarsch und der Oberstleutnant sprengt Seiner kaiserlichen Hoheit dem Korpskommandanten Erzherzog Karl Ferdinand entgegen.

Dieser, von grosser Suite umgeben, reitet die Front ab. Der hohe Herr, der eine andere Kriegsbestimmung erhalten hatte, ist weich gestimmt und zwinkert ein paarmal recht verdächtig mit den Augen; so oft er eine Kompanie passiert hat und an die, damals in der Front eingeteilten Offiziere kommt, hält er sein Pferd ein wenig an und richtet ein paar gütige Worte an diese: „Gott schütze euch, Kinder, kommt gesund zurück," oder: „Ihr werdet schon mit ihnen (den Preussen) fertig werden; das Regiment war ja immer sehr brav". Bei einer Kompanie sagt er: „Wenn Ihr vor den Feind kommt, denkt auch an eueren früheren Korpskommandanten, der euch sehr gern gehabt hat!"

Dann ritt er vor die Mitte des Bataillons, der Oberstleutnant lässt schultern und kommandiert: „Zum Gebet!"

Die Regimentsmusik intoniert Körners herrliches „Gebet vor der Schlacht."

Der Korpskommandant und die ganze Suite salutieren und das zu Hunderten zählende Publikum entblösst andächtig das Haupt.

Das war ein Moment, in dem, wie ich glaube, das härteste Gemüt weich werden musste; wie viele, vielleicht nie im Leben so andächtig gesprochene oder gedachte Gebete stiegen da wohl empor zum allmächtigen Lenker der Schlachten, und wohl ein jeder dachte daran, ob er wohl nach dem Kriege „sich noch freuen werde des goldenen Lichts", oder ob er da draussen ruhen werde, ein stiller Mann, und in fremder Erde entgegenschlafen der Ewigkeit.

Wer weiss es? Das sind Gefühle, die nur jener kennt, der sich in ähnlicher Lage befunden hat und welche vollauf und richtig zu schildern selbst die gewandteste Feder ihren Dienst versagen muss, Gefühle, welche einen unauslöschlichen Eindruck fürs ganze Leben zurücklassen.

Nachdem die angreifenden Töne des Schlachtliedes verklungen waren und die Tambours abgeschlagen hatten, hatte ich das Gefühl, als löse sich ein fest zusammengezogener eiserner Reifen von meinem Herzen ab.

„Habt acht! Rechts und links schaut! Präsentiert."

Der Bataillonskommandant erbittet sich die weiteren Befehle.

Der Erzherzog möchte sprechen, man sieht es ihm an, aber er vermag es nicht, er reicht dem Oberstleutnant die Hand und sagt leise: „Lassen Sie abmarschieren!"

Der Befehl wird erteilt, der Korpskommandant und seine Suite begeben sich an die Spitze des Bataillons, die Musik intoniert den Radetzky-Marsch, und der erste Schritt in den Feldzug wird gemacht.

Nun flutet von allen Seiten die Bevölkerung gegen das Bataillon, die Bekannten und Verwandten aufzusuchen, um noch ein paar, vielleicht die letzten Worte miteinander zu sprechen, hier steckt einer Einem ein Paket Proviant oder eine Flasche Wein, dort wieder eine handvoll Zigarren zu u. s. w.

Am Ende der Stadt defilierten wir noch vor unseren bisherigen Vorgesetzten, deren wir nicht einen einzigen behielten, und dann gings flott die Chaussee entlang, noch immer in Begleitung zahlreicher Freunde und Freundinnen des Regiments.

Unser erstes Marschziel war Lipnoka, 16 Kilometer von Brünn. Von dieser unserer ersten Station ist nicht viel zu erzählen. Wir wohnten, assen und und tranken passabel, machten unseren Dienst, spielten Karten und legten uns schlafen.

Tags darauf stand das Bataillon wieder um 6 Uhr früh zum Abmarsch bereit auf der Strasse.

Leider hatte schon in der Nacht ein heftiger Regen eingesetzt, der die Chancen für den Marsch nicht angenehm gestaltete; unser Marschziel war Lettowitz, 26 Kilometer von Lipnoka entfernt, ein grösserer Ort, in welchem das Bataillon bis auf weiteres bleiben sollte.

Also das Bataillon steht und wartet auf seinen Kommandanten. Da er ziemlich lange nicht zum Vorschein kam, was uns von dem strengen und gewissenhaften alten Soldaten sehr

wundert, schickt der älteste Hauptmann den Bataillonsadjutanten zu ihm.

Dieser kam mit dem Befehle zurück, das Bataillon möge nur abmarschieren, der Oberstleutnant werde gleich nachkommen und setzte lächelnd hinzu: Er glaube, dieser habe verschlafen.

Wir tappen also im strömenden Regen unserem Marschziele entgegen.

Nach kaum einer halben Stunde galoppiert unser Bataillonschef auf seinem kleinen Fakó heran. Er ist wütend und nach entgegengenommener Meldung erzählt er uns, er habe, als der Adjutant zu ihm kam, noch in optima forma geschlafen, denn der „Esel", sein Bursch, habe ihn dann überhaupt nicht geweckt, trotzdem er ihm befohlen habe, dies um halb fünf Uhr zu tun; auf seine entrüstete Frage, warum er dies unterlassen habe, habe der „Esel" gesagt: „Aber i bitt', Herr Oberstleutnant, es regnet ja sehr stark und in Brünn sind w i r bei so einem Regen nie ausgerückt."

Der Brave hatte gedacht, wir würden hier in Lipnoka bleiben, bis es zu regnen aufgehört habe.

„Und nicht einmal gefrühstückt hab' ich wegen dem dummen Kerl," schloss der Oberstleutnant seine Philippika.

Ein ihm freundlich angebotener Slibowitz ward dankend entgegengenommen und wirkte beruhigend auf sein, trotz seiner Strenge, heiteres Gemüt.

Noch während der langen Rast hatte der heilige Petrus ein Einsehen und stellte den Regen ab und wir rückten beim schönsten Wetter in Lettowitz ein.

Dieses ist ein Marktflecken mit einem stattlichen Schlosse des Grafen Kálnoky.

Die erste und zweite Division blieb im Orte, die dritte*) kam nach Zwitavka, einem Dorfe in der Nähe.

Wir waren sehr gut aufgenommen und untergebracht und befanden uns ganz wohl. Vormittags exerzierten die Hauptleute ihre Kompanien, dann nahm der Oberstleutnant das Ganze zusammen und machte ein paar der damaligen unglücklichen Taktik entsprechende Angriffe mit uns durch. Nachmittag unterhielten wir Subalterne uns mit den Kompanien und übten Marschsicherungs- und den damals sehr komplizierten Vorpostendienst. Auch nach der Scheibe wurde geschossen, aber wie! Das Schiessen auf 200 Schritt galt schon als Schiessen auf grosse Distanzen, jeder Mann machte ein paar Schuss gegen die Scheibe, dann wurden ein paar Salven abgegeben und es war erreicht! Wir junge Offiziere, mehr oder weniger unerfahren, hörten eben von allen Seiten die Vorteile des Bajonettangriffes gegenüber dem Feuergefecht preisen, alle Übungen sprachen für die aus-

*) Das Bataillon hatte damals sechs Kompanien in drei Divisionen geteilt, bis zum April des Jahres 1867 wurde die Kompanie beim Kommando nicht mit Kompanie, sondern mit „Halb-Division" bezeichnet.

gesprochene Angriffstheorie, also wozu viel kostbare Zeit mit dem Scheibenschiessen verwenden?

Gegen fünf Uhr Nachmittag versammelten wir uns in einem Gasthausgarten, in dem fleissig Kegel geschoben und dann genachtmahlt wurde, bei welcher Gelegenheit täglich auch eine erkleckliche Anzahl Preussen mit „Putz und Stingel" vernichtet wurde. Die gewisse Geschichte mit „dem nassen Fetzen" war uns eben allen in Fleisch und Blut übergegangen und rächte sich um so bitterer, als derselben leider auch in höheren Kreisen gehuldigt wurde.

Beim Subalternen ist sie sehr am Platze, ja sogar notwendig. Der junge Offizier m u s s sich j e d e m Gegner gewachsen fühlen und sich für unbesiegbar halten, sonst hat er keine Schneid und taugt nichts, aber der höhere Truppenführer muss unbefangen sein und darf den Gegner nie unterschätzen, wie auch ein Epigone der damaligen Kriegergeschlechter in einem Scherzgedicht über die Taktik, das ich kürzlich gelesen, mit tiefer Weisheit bemerkt:

Als Grundsatz soll da immer walten,
Den Gegner nie für dumm zu halten,
Und so im eig'nen Selbstvertrauen,
Zuviel auf dessen Dummheit bauen.
Man lässt sonst manches ausser acht,
Was e r sich dann zu nutze macht.
D'rum halte man ihn ohne Neid
Zumindest — wie sich selbst — so g'scheidt.

Das taten von unseren Führern aber die wenigsten und die Folge war, dass man selbst nach dem kläglichen Ausgange der ersten Gefechte noch immer nicht vom alten Schimmel stieg und die Truppen durch zweck- und sinnloses Stürmen opferte.

Selbst unsere bedeutend inferiore Feuerwaffe hätte, besser und vernünftiger verwertet, wenn auch vielleicht nicht Erfolge erzielt, so doch jene des Gegners jedenfalls bedeutend abschwächen können.

Ich verweise nur auf die Brigade Ringelsheim im Gefecht bei Jičin, welche sich nicht mit kopflosem Stürmen befasste, sondern ein rationelles Feuergefecht führte, infolgedessen der Gegner bis abends, als der Rückzug anbefohlen wurde, nicht einen fussbreit Boden gewann.

Doch zurück nach Lettowitz!

Wir sind in unserem Restaurationsgarten und schieben sehr vergnügt Kegel, als unser Oberstleutnant ein Telegramm erhält. Er liest es durch, macht ein schiefes Gesicht und sagt: „Kinder, es tut mir sehr leid, aber ich muss euch verlassen."

Auf unsere bestürzte Frage, was denn los sei, sagte er: „Oberst Thom ist Brigadier im zweiten Korps, ich komme als Regiments-Kommandant zu Nr. 77. Das Regiments-Kommando übernimmt Oberstleutnant K. des X. Regiments, Hauptmann Villa wird Major und übernimmt das erste Bataillon. Ich muss schon morgen früh nach Brünn zurück."

Wir waren über diese Verfügungen nicht sonderlich entzückt. Dass unser verehrter Regiments-Kommandant uns verlassen werde, hatten wir gewusst, aber gehofft, Bogutovac an dessen Stelle zu behalten.

Er war streng, ab und zu ein wenig barsch, aber ein durch und durch braver und reeller Mann, mit einer glänzenden militärischen Vergangenheit; er hatte im Jahre 1849 als Hauptmann das Militärverdienstkreuz und das Ritterkreuz des Leopold-Ordens für seine Tapferkeit erhalten; er genoss das Vertrauen des ganzen Regimentes und wäre natürlich auch lieber mit diesem vor den Feind gegangen, als mit einem, in dem er keinen Menschen kannte.

Das war auch eine von den unglücklichen Massregeln unser damaligen Heeresleitung, im letzten Moment alles durcheinander zu werfen.

Wir kannten vom Korps- bis zu unserem neuen Regiments-Kommandanten aber auch nicht einen unserer Vorgesetzten.

Der Korps-Kommandant Feldmarschall-Leutnant Graf Festetics war Kavallerie-Divisionär in Ödenburg gewesen; der zugeteilte General Mollinary kam irgendwo aus Italien her; alle vier Brigaden des Korps hatten neue Kommandanten erhalten. Also im ganzen Korps kannte kein Mensch den anderen.

Gibt es einen unzweckmässigeren Vorgang unmittelbar vor einem Kriege?

Und nun die wichtigste Frage für uns: der neue Regiments-Kommandant. Allen war er fremd. Nur Oberstleutnant Bogutovac sagte, er kenne ihn oberflächlich und erwähnte in seiner drastischen Weise: „Ich weiss nur von ihm, dass er sehr gerne gut speist, eine grosse Glatze und eine Menge Spinat*) hat und Kämmerer ist."

Unser neuer Brigadier war einer von denen, welche durch ihre Strenge einen Ruf in der ganzen Armee hatten.

Also schöne Aussichten auf den bevorstehenden Feldzug!

Wir feierten, so gut es eben in Lettowitz ging, den Abschied unseres verehrten Kommandanten und gaben ihm am nächsten Morgen das Geleite zur Bahn.

Am 11. Mai vormittags erhielt ich den Befehl, mit den Quartiermachern des Bataillons nach Müglitz abzugehen und mich dort beim Quartier-Regulierenden, Hauptmann Michael Petrović, zu melden.

Der Marsch ging über Gewitsch, wo ich für das Tags darauf folgende Bataillon Quartier machte und nächtigte.

Ich hatte, wie aus der, noch heute in meinem Besitze befindlichen „Marschroute"**) ersichtlich ist, zur Bestreitung meiner allerdings sehr geringen Marschauslagen keinerlei Geldvorschuss erhalten, sondern war angewiesen worden, die Unterkunftskosten für mich und meine Mannschaft dem Gemeindeamt zu quittieren,

---

*) „Spinat", Armee-Ausdruck für fremdländische Orden.

**) „Marschroute", Dokument für Dienstreisen.

die Tags darauf einrückenden Kompanien sollten diese gleichzeitig mit den ihrigen begleichen. Die ganze Summe betrug sechsundzwanzig Kreuzer ö.W. für mich, und je ein und einen halben Kreuzer für achtzehn Quartiermacher und meinen Offiziersdiener, also Summa summarum vierundvierzig und einen halben Kreuzer,

Verpflegskosten hatte ich nicht zu bezahlen, da ich nach dem Menageabessen von Lettowitz nach Gewitsch abmarschiert war und Tags darauf in aller Früh abzog.

Hätte ich ahnen können, was für Unannehmlichkeiten mir durch diese Übertragung der Unterkunftskosten erwachsen würden, ich hätte die vierundvierzig und einen halben Kreuzer mit Vergnügen aus meiner Tasche gezahlt.

Ich langte am 12. gegen Mittag in Müglitz an, und wurde von dem guten Hauptmann Petrović aufs freundlichste empfangen, welcher mir sagte, das erste Bataillon bleibe in Müglitz und Konkurrenz, das zweite käme nach Loschitz und das dritte nach Mährisch-Aussee.

Da ich als Quartiermacher das Prioritätsrecht habe, solle ich mir die Dislokation selbst aussuchen, eine Division bleibe nämlich in Müglitz selbst.

Selbstverständlich wählte ich Müglitz. Das nette freundliche Städtchen gefiel mir sehr gut; die Ortschaften, in die der Rest des Bataillons kommen sollte, die ich teilweise auf meinem Hermarsch kennen gelernt hatte, gefielen mir gar nicht, also war es mir wohl nicht zu verargen, dass ich für mich und die mir zunächst Stehenden auch am besten sorgte, was mir allerdings deren ungeteiltes Lob für meine an den Tag gelegte Kunst im Quartiermachen eintrug, jedoch nicht hinderte, dass ich von den nach auswärts dirigierten Herren Kameraden energisch interpelliert wurde, warum die erste und nicht die dritte Division, die auch schon in Lettowitz auswärts disloziert gewesen war, nach Müglitz gekommen wäre.

Ich bedauere höchst heuchlerisch, dass ich in dieser Richtung nichts habe tun können, da der Quartierregulierende selbst diese Einteilung verfügt habe, und sie mögen sich gefälligst an diesen wenden.

Müglitz war damals ein sehr hübsches, reinliches und wohlhabendes Städtchen, die Umgebung recht hübsch, die Bewohner äusserst zuvorkommend, die Verpflegung in den Gasthäusern gut und billig.

Am 13. rückte der neue Bataillonskommandant Major Villa und die erste Division, am 14. der neue Regimentskommandant mit dem Regimentsstabe in Müglitz ein.

Ich kann nicht behaupten, dass der erste Eindruck, den wir von diesem Herrn bei der ersten Vorstellung erhalten hatten, ein besonders günstiger gewesen wäre.

Er war ein hoher stattlicher Mann mit einer starken Neigung zum Embonpoint, dem man ansah, dass er den Tafelfreuden

hold war. Wie die mit Windeseile stets vorausfliegende Fama erzählte, war er in den fünfziger Jahren einem hohen Herrn attachiert gewesen und hatte bei demselben immer die grossartigsten Diners arrangiert, daher der viele „Spinat".

Er war durch und durch der liebenswürdige Panje, sehr süss, aber er erweckte kein Vertrauen, umsomehr als er gleich Veranlassung nahm uns zu sagen, es sei das Regiment zwar „ausgezejichnjet", aber djieses und jennes, was er bisher gesehen, — und was konnte der Mann in den zwei Tagen auf seiner Reise gesehen haben — chabe jihm njicht besonders gefallen und er sehe schon, es müsse manches anders werden etc. etc.

Diese Sprache verletzte uns umsomehr, als wir wussten, dass das Regiment sehr gut beisammen war. und überall glänzend entsprochen hatte.

Man bekam den Eindruck, als spräche hier Animosität gegen unseren früheren Kommandanten.

Wir wussten zwar nicht, ob sich die Beiden je im Leben gesehen hatten, aber wir hatten alle diesen Eindruck.

Mir war es beschieden, gleich zwei Tage darauf seinen Unwillen zu erregen, ohne dass ich etwas dafür konnte.

Mein Hauptmann eröffnete mir nämlich eines Nachmittags er habe den Befehl erhalten mich „zu schleppen", das war unser technischer Ausdruck für: „beim Regimentsrapport vorgestellt werden."

Auf meine Frage nach der Veranlassung sagte er, er habe keine Idee, und setzte scherzend hinzu: „Weiss Gott, was Sie angestellt haben, und hier haben wir nicht einmal einen Profosen-Arrest, um Sie einzusperren."

Wie vorstehend erwähnt, hatte ich für meine Quartiermacherei keinen Vorschuss bekommen, sondern in Gewitsch den Betrag von $44^1/_2$ kr. der Gemeinde quittiert.

Hatten nun Tags darauf die Kompanien beim Durchmarsche und der Begleichung ihrer eigenen Rechnungen vergessen, den kleinen Betrag für ihre Quartiermacher mit zu bezahlen, oder hatte der Gemeindevorstand sich geirrt, genug an dem, der Biedermann hatte mich ganz regelrecht wegen Nichtbezahlung meiner Marschauslagen, und zwar merkwürdigerweise statt mit dem von mir quittierten Betrag, mit einem Gulden und etlichen zwanzig Kreuzern geklagt, wie ich Tags darauf erfuhr.

Also mein Hauptmann „schleppte mich", und wir marschierten eben über den Hauptplatz der Regimentsadjutantur zu, als wir den Herrn Oberstleutnant begegneten.

Er blieb stehen und sagte: „Ah, der Herr Leutnant, da können wir ja die Sache gleich hier abmachen; Sie waren Quartiermacher von Lettowitz hieher?"

„Ja wohl, Herr Oberstleutnant."

„Sie haben in einem Orte, wie heisst doch das Nest, genächtigt?"

„Ja, Herr Oberstleutnant, in Gewitsch."

„Richtig, in Gewitsch, haben Sie dort der Gemeinde ihre Gebühren bezahlt?“

„Nein, Herr Oberstleutnant, denn . . .

„Schweigen Sie, Herr Leutnant, schämen Sie sich nicht, sich von einem Bauernrichter wegen einem Gulden und ein paar Kreuzern klagen zu lassen?“

Ich war starr! „Herr Oberstleutnant, ich bitte gehorsamst,“ wollte ich einwenden.

„Sie sind die Unterkunft schuldig geblieben, das haben Sie selbst zugegeben, und dafür werde ich Sie bestrafen und zum 4. Bataillon nach Olmütz transferieren, ich danke meine Herren!“

Und er wandte sich zum Gehen und liess uns stehen.

Ich war sprachlos!

„Na hören's, der g'fallt mir“, sagte mein Hauptmann, ein Vollblut-Wiener, „was is denn eigentlich an der ganzen G'schicht?“

Ich zitterte vor Wut, und erzählte ihm den ganzen Sachverhalt.

„Haben's die Marschroute noch?“ fragte er.

„Ja wohl, sie ist bei mir zu Hause.“

„Gehen's gleich und holen Sie's her, ich warte hier auf Sie, dann gehen wir zusammen in die Regimentskanzlei.“

Ich ging, und als ich zurückkam, sah ich den Hauptmann mit dem Oberstleutnant, der wieder zurückgekommen war, in ziemlich erregtem Gespräche an derselben Stelle beisammen stehen, die ich vor zirka zehn Minuten verlassen hatte.

Ich kam hin und der Oberstleutnant sagte mir: „Herr Leutnant, Ihr Herr Hauptmann hat mir einiges mitgeteilt, das zu Ihrem Gunsten spricht. Ich werde daher die Sache untersuchen und das Weitere verfügen.“

Der beleidigende Zweifel und der ungläubige Ton, in denen diese Worte gesprochen waren, liessen mich allen schuldigen Respekt vergessen, und ich sagte in erregtem Tone: Herr Oberstleutnant, hier ist meine Marschroute, welche wohl jede weitere Untersuchung überflüssig macht. Sollten jedoch der Herr Oberstleutnant darauf bestehen mich zum 4. Bataillon nach Olmütz zu transferieren, gebe ich Ihnen hier vor meinem Herrn Hauptmann mein Ehrenwort, dass ich in derselben Stunde meine Quittierung einreiche, und noch am selben Tage bei Coronini, unserem Brigaderegiment, als Gemeiner eintrete!

„Es ist schon gut, Herr Leutnant“, sagte er ganz verblüfft über meine Frechheit, „bitte sich nicht zu echauffieren, ich danke!“

Er machte kurz „Kehrt“ und ging.

Auch wir gingen unserer Wege, wobei mich mein Hauptmann versicherte, ich sei. „ein kecker Zahn.“

Die Sache war erledigt und ich kam nicht nach Olmütz.

Ein paar Tage später inspizierte der neue Brigadier das Regiment bataillonsweise und fand natürlich alles bis ins kleinste Detail elend und schlecht. Unser edler Polje stimmte natürlich

überall zu und erzählte ihm die unglaublichsten Geschichten über den Zustand des Regiments, das bis jetzt überall nicht nur entsprochen, sondern als vorzüglich bekannt war.

Bei Coronini, unserem, wie schon oben erwähnt, Brigaderegiment, war der Kommandant der eiserne Oberst Stoklin. Bei dem wurden dieselben Geschichten aufgeführt wie bei uns, aber so oft der Brigadier etwas bemängelte, sagte der Oberst: „Das habe ich so angeordnet", und sagte der Brigadier, das oder jenes müsse geändert werden, erhielt er die kurze Antwort: „Herr Oberstbrigadier, das habe ich so befohlen und bei dem, was ich befohlen habe, bleibt es."

Der Mann hatte von da ab Ruhe!

Am 24. Mai besichtigte der Korpskommandant Feldmarschallleutnant Graf Festetics das Regiment und lobte sehr das Aussehen und die gute Haltung desselben.

Dieses Lob verminderte ein wenig unsere schon sehr gedrückte Stimmung.

Am 1. Juni fand die Inspizierung des Regiments durch Se. Exzellenz den Armeekommandanten Feldzeugmeister Ludwig Ritter von Benedek statt.

Das Regiment stand in entwickelter Linie auf der Chaussee nach Loschitz.

Wir waren alle, die ihn noch nicht gesehen hatten, höchst gespannt den Helden von Mortara und San Martino kennen zu lernen, den Mann, den die öffentliche Meinung und die Stimme der Armee als denjenigen bezeichneten, der uns unbedingt zum Siege führen werde.

Seine Personsbeschreibung war schon so oft da, dass ich sie füglich unterlassen kann, und der erste Eindruck, den wir von ihm erhielten, war ein bedeutender.

Sein Ruf als Soldat und Truppenführer, das schneidige Gesicht, die drastische Art seiner Sprache, alles nahm unzweifelhaft im ersten Augenblicke jeden für ihn ein.

Er kam mit einer kleinen Suite herangefahren, stieg aus dem Wagen und schritt die Front des Regimentes ab.

Fast jeden Offizier fragte er, was er für ein Landsmann sei.

Es dienten damals bekanntlich viele Ausländer in der Armee und bei unserem Regiment auch mehrere, und der Zufall hatte uns einige beim ersten Bataillon zusammengeführt. So stand bei meiner Kompanie am rechten Flügel Oberleutnant Graf Kielmannsegge, der auf Befragen Benedeks sich als Hannoveraner präsentierte, ich melde mich als Württemberger, neben mir am Oberleutnantsplatz der 3. Kompanie entpuppt sich Leutnant Schnakenberg*) als Kurhesse.

Der Armeekommandant bleibt stehen und ruft: „Ja, ist denn bei euch das ganze deutsche Reich beisammen?"

*) War Inhabersadjutant und eben erst eingerückt, trat nach dem Feldzuge in preussische Kriegsdienste über und wurde bei Spichern am 6. August 1870 schwer verwundet.

Nach der Besichtigung versammelt sich auf seinen Befehl das Offizierskorps und die wenigen noch nicht beförderten Kadetten, und von jeder Kompanie müssen die zwei ältesten Gemeinen vortreten, an welche er sich zuerst wendet und sie mit kurzer, kerniger Ansprache auffordert, in dem Kampfe, zu dem es voraussichtlich kommen werde, ihres Eides zu gedenken, ihre Pflicht und Schuldigkeit zu tun und den alten bewährten Ruf des Regiments hochzuhalten; hierauf reichte er einem von ihnen die Hand, trug ihnen Grüsse an ihre Kameraden auf und liess sie eintreten.

Natürlich war auch die ganze Stadt Müglitz auf den Beinen, um den berühmten Mann zu sehen und womöglich zu hören, denn als dieser seine Ansprache an die Mannschaft hielt, drängte sich das Publikum derart zwischen uns hinein, dass er ganz umringt war.

Da wendete er sich um gegen die Neugierigen und sagte in ebenso höflichem als herzlichen Tone: „Meine Herrschaften! Ich bin der Vater, der jetzt zu seinen Kindern reden will, bitte stören Sie mich nicht und ziehen Sie sich etwas zurück!"

Das geschah auch sofort und fortan hielt sich das Publikum in entsprechender Entfernung.

Die Ansprache an uns Offiziere enthielt eben das, was derlei Ansprachen in derlei Zeitläuften zu enthalten pflegen, doch die Art und Weise, wie sie vorgetragen wurde, das Schneidige, echt Soldatische machte einen tiefen Eindruck auf uns.

Nach der Besichtigung, bei der das Regiment hohes Lob erntete, fuhr der Armeekommandant nach Müglitz, wo er nächtigte.

Wir rückten ein und als wir bei unseren Kompanien fertig waren, machten wir kleine Toilette und gingen auf den Hauptplatz; es war avisiert worden, dass dies geschehen möge. Auch Mannschaft, natürlich nur sehr stramme, verlässliche Leute, sollte sich sehen lassen.

Ich war kaum mit drei oder vier Kameraden auf dem Platze erschienen, als Seine Exzellenz in Begleitung seines Flügeladjutanten, Oberstleutnant Müller, aus dem Hotel trat.

Er nahm sofort Direktion auf uns und beehrte uns mit kurzen Fragen und Ansprachen, worüber wir nicht wenig stolz waren.

Allmählich versammelten sich mehrere Offiziere und natürlich wieder die ganze Bevölkerung der Stadt.

Exzellenz, mitten unter uns stehend, war guter Dinge und scherzte bald mit diesem, bald mit jenem in der leutseligsten Weise.

Da keucht endlich unser Kommandeur herbei und macht seine Honneurs.

Der Feldzeugmeister bot ihm freundlich die Hand und sagte: „Na, mein lieber K., wie gehts? Sie sind ein bissel dick geworden, seit wir uns nicht gesehen haben!"

Der Oberstleutnant bestätigt diese unleugbare Tatsache lächelnd.

„Und mir scheint, eine Glatze haben Sie auch bekommen, ich sehe dahinten unter Ihrer Mütze so einen verdächtigen Schimmer."

„Ja leider, Exzellenz, leider," lautete die Entgegnung.

Da erspähte Benedeks Adlerblick zwei Soldaten meiner Kompanie, welche stramm und schneidig auf dem Trottoir des Hauptplatzes einhergeschritten kamen.

Sofort zitiert er sie zu sich.

Beide eilen herbei, salutieren stramm und stehen wie aus Erz gegossen vor dem Armeekommandanten.

Dieser fragt um Namen, Kompanie, Dienstzeit, fragt sie scherzend, ob sie mit ihrem Hauptmann zufrieden wären, was diese eifrigst bejahen, und dann erhält jeder von ihnen in seinem Auftrage vom Flügeladjutanten einen, in der damaligen Zeit sehr seltenen Silbergulden mit dem strikten Auftrage, ein Glas Wein auf sein Wohl zu trinken.

Nach ausgesprochenem gehorsamsten Danke, machen die beiden Glücklichen auf dem linken Absatze „Kehrt", dass es förmlich knallt und beeilen sich den Befehl aufs strikteste in Vollzug zu setzen.

Gegen acht Uhr zog sich der Feldzeugmeister zurück. Er sagte: „Also gute Nacht, Kinder, ich bin ein alter Mann und muss früh ins Bett."

Nächsten Morgen verliess er Müglitz, um seine Inspektionsreise fortzusetzen.

Am 3. und 4. Juni kamen unsere Ergänzungstransporte und da gab es nun Arbeit in Hülle und Fülle.

Adjustieren, Exerzieren, Scheibenschiessen füllten unsere Zeit reichlich aus, denn es wurde Vor- und Nachmittag tüchtig gearbeitet.

Gegen Mitte des Monates wurde der Korpsstab nach Müglitz verlegt und ich gezwungen, mein bisheriges Quartier im Hotel „Zu den drei Alliierten" zu räumen.

In meiner Not wendete ich mich an den mir gut bekannten Bürgermeister der Stadt, und der gefällige Mann räumte mir mit der grössten Zuvorkommenheit ein Zimmer in seinem Hause ein.

Leider habe ich den Namen dieses liebenswürdigen Mannes vergessen, dem alle, die mit ihm zu tun hatten, den aufrichtigsten Dank schulden, denn in was immer für einer Angelegenheit man sich an ihn wendete, er ging jedermann bereitwilligst mit Rat und Tat an die Hand!

Ich habe eben des Hotels „zu den drei Allierten" Erwähnung getan. Es war ein braves Gasthaus, auf dessen Hauptfront ein Fresko-Gemälde prangte, auf welchem die drei Alliierten vom Jahre 1813 und 1814, in der Mitte Kaiser Franz, und zu seinen beiden Seiten Kaiser Alexander von Russland und König Friedrich Wilhelm III. von Preussen, knieend mit fromm gefalteten

Händen dargestellt waren, wie sie dem Herrn der Heerscharen in gar auferbaulicher Weise für die gewonnene Schlacht bei Leipzig ihren Dank abstatteten.

Dieses Hotel war das Speiselokal der jüngeren Subalternoffiziere, während die Stäbe und die älteren Kameraden in dem recht guten Restaurant der bürgerlichen Schiesstätte ihre Mahlzeiten einnahmen.

Eines Tages, wir hatten eben abgegessen, kam ein alter Fuhrwesens-Rittmeister*) mit schneeweissem Haar und Bart zu uns ins Zimmer und fragte nach gegenseitiger Begrüssung, wo er wohl den Konsistorialrat von Bojtór treffen könne.

Georg von Bojtór, unser Regimentskaplan, griechisch-orientalischer Konfession, der seit dem 16. August 1831 dem Regimente angehörte und mit demselben die Feldzüge in den Jahren 1848, 1849 und 1859 mitgemacht hatte, war ein von uns allen hochverehrter und geliebter Herr.

Schon seine sympathische Erscheinung fiel jedermann auf.

Über die Mittelgrösse, immer kerzengerade und stramm einherschreitend, war er immer, wie man sagt: „à quatre épingles", doch stets seinem Stande angemessen gekleidet. Wenn er nicht die Uniform trug, was natürlich nur bei dienstlichen Anlässen der Fall war, erschien er immer im schwarzen Salonrock mit dito Weste, Beinkleid und Krawatte. Schneeweisse, sehr feine Wäsche und ein ganz gerader, nicht geschweifter Zylinder vervollständigten den Anzug. Seit dem Ausmarsche trug er statt des Zylinders die Uniformkappe. Das schöne männliche Gesicht, aus dem ein Paar kluge, graue Augen heiter in die Welt blickten, war von einem sogenannten Collier grec umrahmt und der schneeweisse Schnurrbart war immer in zwei scharfe Spitzen gedreht,

Die Mannschaft des Regiments, meistens Rumänen griechisch-orientalischer Konfession, verehrten ihren alten „Parintie"**), wie der Seelsorger bei ihnen tituliert wird, wie einen Vater und ich mache mich keiner Übertreibung schuldig, wenn ich sage, er hatte mehr Einfluss auf die Mannschaft, als wir alle miteinander, und da sein Einfluss der denkbar allerbeste war, ist es einleuchtend, dass Regimentskaplan von Bojtór eine der wichtigsten Persönlichkeiten des Regimentes war.

Alle Offiziere des Regiments sprach er mit „Du" an, mit Ausnahme des Regiments-Kommandanten, welche jedoch sämtlich, bis auf unsern Panje, ihm sofort auch mit dieser kameradschaftlichen Ansprache entgegenkamen.

Ich rechne es mir heute noch zu einer besonderen Ehre an, sagen zu dürfen, dass ich zu seinen ganz besonderen Lieblingen gehörte.

Im Jahre 1874 nach Graz transferiert, traf ich ihn dort, als Titular-Feldbischof im Ruhestande lebend, und verkehrte sehr viel mit ihm.

*) Jetzt „Train".
**) Parintie, bei Geistlichen angewendet, „Vater".

Er starb im Jahre 1883 und liegt auf dem evangelischen Friedhofe in Graz begraben.

Also nach diesem erkundigte sich der alte Rittmeister.

Ich bat ihn zu warten, da Bojtór gleich vom Mittagessen aus der Schiesstätte, wo er mit den Herren des Stabes speiste, kommen werde und täglich mit mathematischer Genauigkeit Punkt ein Uhr über den Hauptplatz seiner Wohnung zusteuere.

Mittlerweile erzählte uns der alte Herr, er sei aus dem Ruhestand auf Kriegsdauer aktiviert worden und wäre seinerzeit, in den dreissiger und vierziger Jahren, mit Bojtór zusammen in Mailand, Cremona und noch ein paar anderen Garnisonen gewesen, wo sie sich eng befreundet und manche vergnügte Stunde miteinander verbracht hatten.

Während dieser Erzählung hatte ich den Hauptplatz nicht aus dem Auge verloren, und richtig, als es ein Uhr schlug, kam unser alter, verehrter Freund wie immer, langsam, gemessenen Schrittes über den Platz gegangen.

Ich bat den Rittmeister, zu bleiben, denn ich freute mich auf die Überraschung Bojtórs, wenn er seinen alten Freund unvermutet wieder zu Gesicht bekommen werde, nahm meine Kappe und lief auf den Platz, jenem entgegen.

Als er mich kommen sah, blieb er stehen und frug: „Was bringst Du mir, mein Gyuri?“ so pflegte er mich immer zu nennen.

„Sei so gut, Parintie, und komme mit mir ein bisserl Ins Wirtshaus.“

„Nein, mein Gyuri, das tue ich ganz bestimmt nicht. Ihr sitzt da wieder die ganze Leutnants-Bande beisammen und da kommt man nicht fort und ich habe zu Hause einige Arbeit.

Wir hatten ihn nämlich in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes in Müglitz einmal abgefangen und zu „den drei Alliierten“ geschleppt, wo sich dann, da der gute alte Herr kein Spassverderber war, eine längere Sitzung entwickelt hatte, deren Wiederholung er fürchtete.

Ich versicherte ihn, dass wir keinerlei Attentat auf ihn im Schilde führten, sondern es sei jemand da, der in dringend zu sprechen wünsche.

„Na, na,“ sagte er misstrauisch, „das kennt man schon. Ihr seid ein leichtsinniges Volk.“ Und erst, als ich ihm mein Wort gab, dass tatsächlich jemand, dem ich jedoch versprochen habe, ihn nicht zu verraten, auf ihn warte, ging er kopfschüttelnd mit.

Als wir eintraten, stürzte der Rittmeister mit ausgebreiteten Armen dem lange entbehrten Freunde entgegen, doch dieser blieb wie angewurzelt stehen, streckte dem andern, wie zur Abwehr, seinen Stock entgegen und sagte mit tiefem Ernst: „Ja, wo kommst denn du her, du alter Sünder! Sogar bis hierher verfolgst du mich?“ Im nächsten Moment liess er seinen Stock fallen und die beiden alten Herren lagen einander in den Armen und küssten sich und küssten sich wieder, und die hellen Tränen der Freude liefen ihnen über ihre Wangen!

Seit dem Feldzuge 1848 hatten sie sich nicht gesehen.

So verblüffend und eigentlich doch komisch der Anfang dieser Szene auf uns gewirkt hatte, so ergriffen waren wir durch ihre Folge, und wie denn der Mensch seinem Schicksale nicht entgeht, wurde wirklich wieder eine längere Sitzung abgehalten, bei welcher die beiden alten Kameraden die ergötzlichsten Episoden aus vergangenen Zeiten erzählten.

Am 17. Juni kam unser letzter Ergänzungstransport und das ganze erste Battaillon wurde nach Müglitz verlegt.

Am 18. kam das Manifest Sr. Majestät, der Marschbefehl und ein Verordnungsblatt, das uns von unseren Schlachtschizen befreite, welcher Oberst und zu einem anderen Regiment transferiert wurde; wir hingegen erhielten den Obersten Eduard Bordolo-Abondi als Kommandanten, worüber wir uns sehr freuten.

Charakteristisch für die damalige Wirtschaft bleibt der ewige Personenwechsel noch am Tage der Kriegserklärung aber doch, ebenso das Einrücken des letzten noch dazu sehr starken Ergänzungstransportes zwei Tage vor dem Abmarsche gegen den Feind: die Leute waren nicht einexerziert, ein paar Jahre zu Hause gewesen, nicht trainiert im Marschieren, die Rüstung und, was das Schlimmste war, die Fussbekleidung nicht ordentlich angepasst. Diese Mängel mussten alle, so gut es ging, während der Märsche und in den Stationen beseitigt werden. Von einem Einüben dieser Mannschaft im Schiessen war natürlich keine Rede, sie feuerten alle ihren ersten Schuss in der Schlacht bei Königgrätz ab.

Am 20. Juni nahmen wir von dem freundlichen Müglitz und seinen guten, zuvorkommenden Einwohnern Abschied und marschierten, von ihren Segenswünschen begleitet, von dannen, dem Feinde entgegen.

III.

Von Müglitz nach Königgrätz

Unsere erste Marschstation war Tschuschitz. Vom Marsche dorthin ist nicht viel zu erzählen, er verlief eben wie jeder andere Reisemarsch, nur dass er durch zahlreiche Liebenswürdigkeiten, die uns unser Brigadier unterwegs spendete, eine angenehme Abwechslung erhielt.

In der Station angelangt, trafen wir unseren neuen Regimentskommandanten, Obersten Bordolo, der durch sein freundliches, echt kameradschaftliches Entgegenkommen gleich unser volles Vertrauen gewann.

Tags darauf am 21. Juni marschierten wir nach Thomigsdorf bei Landskron. Dort feierte mein Hauptmann seinen Namenstag, er hiess nämlich Alois, Alois Ruszwurm, und lud seinen alten Freund, den Regimentsauditor Hauptmann Kalina von Jäthenstein, und die Kompanieoffiziere zu einem solennen Nachtessen ein.

Der Arme ahnte nicht, dass dies sein letzter Namenstag sein sollte. Er fiel bei Königgrätz gleich beim ersten Sturm auf den Swiep-Wald, von einer Kugel mitten ins Herz getroffen, an der Spitze seiner Kompanie.

Ehre seinem Andenken, er war ein braver und guter Mensch und ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Offizier.

Am 22. bezogen wir bei Hnatnitz südwestlich von Geiersberg das erste Biwak.

Der Marsch am 23., dessen Ziel Slatina war, was wir aber beim Abmarsche nie erfuhren, war ein höchst unangenemer; obwohl nur zirka 24 Kilometer zurückzulegen waren, brauchten wir doch über dreizehn Stunden dazu, da sich einmal das ganze 8. Korps und später Teile unseres eigenen mit uns kreuzten, und wir jedesmal die anderen passieren lassen mussten, daher stundenlang an den Strassengräben herumsassen.

Bei einer solchen Marschpause sass ich neben meinem Freunde, dem Leutnant Konrad Naldrich der 3. Kompanie, und wir sprachen über das und jenes, Reminiszenzen aus Brünn wurden aufgefrischt, was jetzt wohl die kleine X und die hübsche Y machen u. s. w., wie eben Leutnants mit einander plauschen.

Im Verlaufe des Gespräches sagte ich: „Na, ich bin doch neugierig, wohin wir nach dem Feldzuge in Garnison kommen," worauf Naldrich mit grösster Seelenruhe der Welt erwiderte: „Ich komme in keine Garnison mehr, ich falle in diesem Feldzuge."

„Aber geh doch," erwiderte ich ihm, denn ich, für meine Person dachte wirklich nicht ans „fallen", „wer wird denn daran denken, drauf gefasst muss freilich jeder sein, aber das ist noch nicht die Folge, dass man auch gleich totgeschossen wird.

„Nun," erwiderte er so ruhig wie früher, „du wirst es ja sehen, ich überlebe das erste Gefecht nicht!"

„Ah, Unsinn!" sagte ich, trotzdem war es mir eigentümlich zu Mute, besonders seine Ruhe war geradezu unheimlich.

Und er hatte sich nicht getäuscht mit seiner Ahnung, bei Königgrätz erhielt er einen Schuss in die Stirn und fiel mit ausgebreiteten Armen, den Säbel fest in der Faust haltend, tot aufs Gesicht hin.

Eine der Kolonnenkreuzungen fand bei einem Dorfe statt, dessen Name mir entfallen ist und den ich in mein sonst gewissenhaft geführtes Notiz- und Tagebuch einzutragen leichtsinniger Weise vergessen habe. Das Dorf besass nämlich ein Brauhaus mit „kühlen Bieren".

Ueber besagtes Brauhaus ergoss sich nun die Brigade wie ein Heuschreckenschwarm, und es dauerte nicht allzulange und der Brauer erklärte uns mit tiefbetrübtem Gesichte, es sei kein Bier mehr zu haben.

Der Biedere hatte in seinem ganzen Leben kein so gutes Geschäft gemacht, das Bräuhaus war bis auf den letzten Tropfen leergetrunken!

Diese historische Tatsache habe ich jedoch in meinem Tagebuch zu konstatieren nicht verabsäumt!

Nachmittags begann es zu regnen und goss, was es vom Himmel herunter konnte, so dass ich mir nach dem Einrücken ins Lager, es wurde nämlich wieder biwakiert, gratulieren konnte, mit ein paar Kameraden auf einem zugigen Heuboden mit sehr defektem Dache Unterkommen zu finden.

Um elf Uhr nachts weckten uns unsere respektiven Leporellos und servierten uns das Mittagessen!

In dieser Beziehung war es damals für den Truppenoffizier recht schlimm.

Die Wohltat der Offiziersfeldküchen kannte man nicht, und da war man eben auf ein gemeinschaftliches Diner mit der Mannschaft angewiesen, dessen Menu fast täglich in einer, natürlich ohne jede Zutat von Grünzeug präparierten, daher furchtbar nach Unschlitt schmeckenden Suppe und einem zähen, nicht zu zerbeissenden, weil meistens zu frischem Rindfleisch bestand, ausser es war einem oder dem anderen gelungen, sich für teueres Geld oder durch das Talent des betreffenden Offiziersdieners im Requisitionswege eine Gans oder ein paar Hühner zu verschaffen.

Aber selbst zur Vertilgung dieser Delikatessen gehörte ein ganz regelrechter Feldzugsmagen, denn die Art und Weise der Zubereitung war sehr primitiv und bezeugte eine höchst bedauerliche Vernachlässigung alles kulinarischen Könnens und Wissens.

Am 24. Biwak zwischen Solnitz und Jesetitz.

Am Marschziele angelangt, machten wir es wie seinerzeit die gottseligen Juden in der Wüste und bauten uns Laubhütten, unter deren Schutz wir so sicher gebettet waren, dass wir am nächsten Morgen klatschnass erwachten und in diesem Zustande den Marsch nach Dobruschka antraten.

Es hiess damals — denn etwas Bestimmtes erfuhr man ja bei der Truppe nie — wir sollten über Neustadt an der Mettau nach Nachod marschieren.

Während der langen Rast in Dobruschka kam der Befehl, wir sollten einstweilen nach Mezřiz, in der Richtung auf Josefstadt abbiegen.

Dies wurde nun durchgeführt und nachdem wir durch neun Stunden im strömenden Regen herumgepatscht waren, erreichten wir unsere Station.

Uber diese sagt mein Notizbuch: 25. Juni Mezřiz, „fürstlich gelebt, unter Dach und auf reinem Stroh". Also, Ungenügsamkeit kann man mir eigentlich nicht vorwerfen.

Als wir angelangt waren, hörte der Regen auf, und wir hatten einen schönen, jedoch schwülen Abend.

Als wir am 26. Früh nach Zabřes abrückten, war es schön Wetter, aber trotz der frühen Tagesstunde sehr dunstig und drückend heiss, und wir hatten einen starken Marsch vor uns, daher schlimme Aussichten für diesen, notabene wenn man mit angezogenen Mänteln marschiert.

Unsere Befürchtungen trafen auch zu, denn besonders von den letzteingerückten, noch nicht hinlänglich trainierten Leuten blieben eine Menge unterwegs liegen.

Glücklicherweise war kein ernster Fall eines Hitzschlages vorgekommen, und im Laufe der Nacht rückten die Leute alle wieder ein.

„Unterkunft gut, Kost schlecht," sagt mein Notizbuch.

Hier in Zabřes war es auch, wo wir die ersten Nachrichten vom Vorrücken der Preussen gegen unsere Grenze erhielten.

Tags vorher wurde davon gesprochen, dass wir gegen Jičin vorrücken werden. Ob etwas Wahres an diesem Gerücht war, ist mir nicht bekannt, doch ist ja kein Zweifel, dass die Armeeleitung damals selbst nicht wusste, was sie wollte.

Erst hatte es geheissen, wir rücken über Nachod an die Grenze, dann wieder „nach Jičin"; das täglich bei jedem Marsche vorkommende „sich kreuzen" mit Truppen anderer Korps in einem so strassenreichen Lande wie Böhmen (oder vielleicht eben deshalb!?) machte durchaus nicht den Eindruck von sichern und zielbewussten Plänen des Oberkommandos.

Von einer allgemeinen Kriegslage wusste bei den Truppen

überhaupt kein Mensch ein Wort, man wusste, es gehe gegen die Preussen und die Sachsen stünden auf unserer Seite, das war alles und musste uns genügen!

Eines Tages wurde sogar erzählt, ein Teil unserer Armee wäre in Dresden eingerückt, mit einem Worte, bei der Truppe wusste man nichts.

Karten hatte auch keiner von uns, wozu auch, wir wurden ja geführt, aber nach der Führung zu urteilen, musste man gerechte Zweifel hegen, ob die, welche die Karten hatten, sie auch lesen konnten, denn uns wenigstens ist es passiert, dass wir auf einem Marsche über zwei Stunden im Kreise herumgeschleppt wurden, bis wir die richtige Marschlinie fanden.

Das war am 1. Juli, am Marsche von Salnei nach Nedjelišt.

Am Morgen des 27., als wir aufbrachen, hiess es, der Feind habe bei Trautenau die Grenze überschritten.

Also es wurde Ernst.

Wir marschierten nach Könginhof.

Beim Einrücken in die Stadt waren alle Fenster und die wenigen vorhandenen Balkons mit Damen besetzt, welche uns Blumen zuwarfen. Am Marktplatz marschierten wir auf und hielten lange Rast.

Wir Offiziere wurden vom Brigadier im Schulgebäude versammelt und uns eine schöne Rede gehalten, in welcher besonders die Mahnung durchklang, den Gegner nicht gering zu schätzen, und uns die Tatsache mitgeteilt, dass dieser tatsächlich die Grenze überschritten habe.

Was man sonst mit uns vorhabe, verriet man uns nicht. Das Regiment Coronini Nr. 6 wurde mit einer halben Batterie und einer halben Eskadron des Husarenregiments Nr. 7 nach Ober-Praussnitz detachiert.

Es herrscht heute kein Zweifel mehr, dass diese Detachierung eine verfehlte war.

Da diese den Zweck haben sollte, die Flanke des 10. Korps zu decken, hätte die Halbbrigade eigentlich nach Praussnitz bei Kaile gehört, wo Feldmarschalleutnant Gablenz sie auch vermutete.

Das österreichische Generalstabswerk: „Österreichs Kämpfe im Jahre 1866“ sagt im 3. Band, „Treffen bei Neu-Rognitz und Rudersdorf 28. Juni“, Seite 142: „Bei der Ausgabe dieser Disposition ging der Korpskommandant von der Voraussetzung aus, dass die gegen Josefstadt führenden Komunikationen, welche das Korps zu benützen hatte, gegen einen Angriff von Eipel her vorläufig durch 6 Bataillone und eine halbe Batterie des 4. Korps gesichert seien. Diese Voraussetzung beruhte jedoch teilweise auf einem Missverständnisse, da die Halbbrigade des letzteren Korps, welche Feldmarschalleutnant Baron Gablenz nach einer, vom Generalmajor Fleischhacker am 27. abends eingelangten Meldung mit vier Bataillonen und eine halbe Batterie in Praussnitz bei Kaile vermutete, bei Ober-Praussnitz nordwestlich Königinhof stand.“ Das ist deutlich genug!

Wäre die Halbbrigade Stocklin dort gestanden, wo sie hin gehörte, wäre die Katastrophe von Neu-Bognitz wohl nicht eingetreten.

Wer die Schuld an diesem verhängnisvollen Irrtum trägt, wer weiss es?

Nach der langen Rast marschierten wir ab, Jägerbataillon Nr. 13, Infanterieregiment Nr. 61, eine halbe Batterie, eine halbe Eskadron Husaren Nr. 7. Auf die Höhen nördlich Königinhof gelangt, vernahmen wir rechts vor uns Kanonendonner, und da das Regiment 6 mehr als eine Stunde vor uns abmarschiert war, und wir natürlich wie gewöhnlich nicht wussten wohin, vermuteten wir dieses vor uns im Gefecht.

Mein Tagebuch sagt: „Coronini mit einer halben Batterie rauft seitwärts von uns, wir hoffen auch heute noch vor den Feind zu kommen."

Ich will es nicht versuchen, den Eindruck des ersten ernsthaften Kanonendonners zu schildern, doch kann ich ohne zu bramarbasieren versichern, wir alle wären am liebsten gleich auf denselben losmarschiert, und es wäre gut gewesen, denn wir befanden uns auf etwa 9 Kilometer Entfernung direkte in der rechten Flanke der Preussen.

Das „marcher aux canons" der französischen Generale haben die unsrigen eben nie gekannt.

Endlich erreichten wir, von ununterbrochenem Kanonendonner kotoyiert, den Ort Kottwitz, wo wir Lager bezogen.

Wir Offiziere kletterten gleich auf die hinter dem Lager sich erhebende Höhe, auf welcher eine Kapelle stand; von dort aus konnte man auch mit freiem Auge nach dem Pulverrauch, der über der Gegend lagerte, das Gefechtsfeld konstatieren.

Wir erfuhren nun auch, dass nicht Coronini, sondern das 10. Korps dort engagiert sei, und schauten weiter zu, statt hinüber zu rücken.

Mein Tagebuch erzählt nun auch von einem freigebigen Grafen, der bei Kottwitz begütert, jeder Kompanie ein Fass Bier zum Geschenk machte, wobei der ahnungsvolle Engel bemerkte, es wäre ihm lieber, unsere Leute tränken das Bier aus, als die Preussen.

Was wir überhaupt gerade bei Kottwitz wollten, ist mir bis heute nicht klar; wir sassen da im schönsten Loche der Welt, und wurde das 10. Korps, wie es Tags darauf tatsächlich der Fall war, geschlagen und unsere bei Arnau auf Vorposten stehende 8. Division abgedrängt, so wurden wir da drinnen rettungslos abgefangen wie eine Herde Spatzen. Wir hätten bei Arnau stehen müssen, aber nicht bei Kottwitz.

Von Seite des Brigadekommandos wurden einzelne Patrouillen in der Richtung gegen Trautenau abgesendet, und eine derselben, vom 13. Jägerbataillon, wenn ich nicht irre führte sie der jetzige Feldzeugmeister v. Steinitz, der diesem Bataillon als Oberleutnant angehörte, brachte einen gefangenen Preussen vom 45. Regiment mit.

Dieser war ein ziemlich alter Knabe und sah recht harmlos aus. Tornister hatte er keinen, nur den sogenannten Brotbeutel, sein Zündnadelgewehr trug einer der Jäger.

Natürlich konzentrierte sich sofort unser ganzes Interesse auf diesen Helden. Er erhielt ein paar Zigarren, um sein Vertrauen zu erwecken, denn dieses war nicht sehr gross; hatten doch die preussischen Herren Kameraden sich nicht entblödet, ihren Leuten die albernsten Ammenmärchen aufzubinden, unter denen das, dass die Österreicher den Gefangenen die Augen ausstächen, noch eines der harmlosesten war. Unser neuer Bekannter war in einer Kiesgrube, ziemlich weit abseits vom Kampfplatze, von der Jägerpatrouille entdeckt worden und hatte der freundlichen Einladung, welche durch ein paar auf ihn gerichtete Jägerstutzen wirksamst unterstützt wurde, seine beiden Vorderläufe gefälligst in die Höhe zu heben und so aus der Grube herauszukommen, auf das bereitwilligste Folge geleistet. Gewehr und Seitenwaffe wurden nun in Empfang genommen und er ins Lager geleitet.

Auf die Frage, wie er in sein Versteck gekommen sei. entgegnete er: Er wisse es eijentlich selbst nich, es sei ihm schlimm jeworden und da habe er sich seitwärts jedrückt.

Von ihm erfuhren wir, dass drüben das 1. preussische Korps kämpfe, auch sagte er uns, Prinz Friedrich Karl werde dort erwartet.

Den Tatsachen zufolge scheint er ebensogut informiert gewesen zu sein wie wir!

Durch ein paar, ihm einfiltrierte Schnäpse zutunlich gemacht, erzählte er schliesslich ganz ungeniert: „Er sei Konditor aus Danzig und gehöre schon längst in die Landwehr, aber trotzdem habe man ihn janz widerrechtlich in die Linie rinjesteckt, er habe Weib und Kind zu Hause und der janze Schwindel jehe ihn jarnichts an und sei ihm total schnuppe!“

Was weiter aus diesem Helden geworden ist, weiss ich nicht, ist wohl auch ganz gleichgiltig.

Erst spät abends verstummte der Kanonendonner, etwa nach 9 Uhr, und eine Patrouille des Regiments, welche vom Kampfplatze kam und mit Teilen des Regiments Airoldi Nr. 23 der Brigade Grivicic zusammengetroffen war, brachte uns frohe und traurige Mähr.

Frohe, denn wir erfuhren, dass unser 10. Korps die Preussen vollständig geschlagen und über die Grenze zurückgeworfen hatte, traurige aber, dass wir beim Regimente Airoldi, welches bis zum Jahre 1864 mit uns in einer Brigade gewesen war, manchen guten Freund und treuen Kameraden verloren hatten, so: Major von Kaltenborn, Hauptmann Ballacs*), Oberleutnant Esch, Kalina, Leutnant Albertoni u. a.

*) Drei Tage früher war sein Bruder Johann, der bis zum Jahre 1865 in unserem Regimente gedient hatte, als Oberst und Kommandant des Gradiskaner Grenzinfanterieregiments Nr. 8 in der Schlacht bei Custoza gefallen!

Wir begaben uns zur Ruhe, und als wir Tags darauf erwachten, gingen wir sofort an unsere Arbeit bei den Kompanien, nämlich wir überzeugten uns, ob das Riemzeug frisch angestrichen und die Knöpfe geputzt waren, ob die Leute frische Halsstreifeln aufgenäht und sich rasiert hatten und um dergleichen, vor dem Feinde höchst wichtige Verrichtungen mehr, denn ein vom Brigadier mit einem schmierigen Halsstreifel oder unrasiert ausfindig gemachter Mann durfte sicher sein, dass er zur Hebung seines kriegerischen Pflichtgefühls eine halbe Stunde später auf der Trommel lag und seine zwanzig Stockstreiche in Empfang nahm.

Im Felde und auf Märschen vertraten die Trommeln die Stelle der Bank.

Um die Gewehre, die Tags vorher in Königinhof scharf geladen worden waren, kümmerte sich kein Mensch, die mochten so bleiben, bis man sie brauchte. Ging so ein Schiessprügel dann nicht los, was lag daran, mit dem langweiligen Schiessen befasste man sich ja nicht, wozu war denn das Bajonett da?

Gegen zehn Uhr vormittags hörten wir auf einmal wieder in der Ferne dumpfen Kanonendonner, nur war die Richtung, wie es uns vorkam, eine andere, mehr südliche, was sich auch, als wir wieder den Berg hinaufeilten, um womöglich etwas zu sehen, bestätigte, denn der Pulverdampf war im Vergleich mit gestern in der Richtung, in der wir blickten, weiter rechts.

Der Geschützkampf wurde immer intensiver, trotzdem wussten wir natürlich wieder kein Wort, was eigentlich los sei.

Die Halb-Brigade menagierte und um halb zwei Uhr nachmittags wurden wir alarmiert und die zweite, neunte und achtzehnte Kompanie des Regiments und die sechste Kompanie des 13. Jäger-Bataillons unter Kommando des Hauptmanns Strachovsky*) wurden vorgeschoben, um Vorposten zu beziehen.

Das Kommando über diese führte Major von Larisch.**)

Meine, die zweite Kompanie, stand am äussersten rechten Flügel der ganzen Aufstellung, am sogenannten Fichtenberg, bei einer Waldparzelle, durch welche von dem etwas über einen Kilometer entfernten Orte Ketzelsdorf und den anderen, auf der Höhe zerstreut liegenden Weilern mehrere Fusspfade talabwärts führten und war von der Strasse Königinhof—Kottwitz etwa zweieinhalb Kilometer entfernt. Merkwürdigerweise wurde diese für uns so wichtige Strasse nicht der Vorposten-Aufstellung einbezogen, sondern sollte nur durch Patrouillen gedeckt werden.

Das Terrain bei Ketzelsdorf ist plateauartig und senkt sich dann vom höchsten Punkte dem Fichtenberg an, ziemlich scharf in nördlicher Richtung gegen die Chaussee Trautenau - Pilnikau—Neuschloss ab.

Wir, die zweite Kompanie, hatten die Front mehr gegen Süden, die anderen Vorposten gegen Osten und standen in Ver-

*) Gefallen am 3. Juli in der Schlacht bei Königgrätz.
**) Lebt als Feldmarschall-Leutnant d. R. in Krems.

bindung bis über die Pilnikauerstrasse. Auf dieser stand die Jäger-Kompanie.

Wir waren angewiesen worden, nicht die damals übliche, sehr komplizierte Vorposten-Aufstellung anzunehmen, sondern uns nur in Gruppen zu formieren, welche ihre Vedetten in der Nähe auf Hörweite aufstellen sollten; untereinander hatten die einzelnen Vorposten-Kompanien durch fleissiges Patrouillieren Verbindung zu erhalten, ins Vorterrain jedoch, das bei Tag ziemlich übersichtlich war, nur so viel zu patrouillieren, als unumgänglich notwendig war, kurz gesagt, so wenig als möglich, um unsere Aufstellung nicht zu verraten.

Der Brigade-Generalstäbler kontrollierte die Vorposten und langte zuletzt bei uns an, fand alles entsprechend, sagte tief aufatmend: „Na, Gott sei Dank, das wäre besorgt," und wollte mit dem Bewusstsein treu erfüllter Pflicht von dannen reiten, als mein Hauptmann ihn wegen der, uns bis jetzt nicht mitgeteilten Erkennungszeichen interpellierte. „Na, Saperment, auf die hab' ich ganz vergessen," rief er ganz erschrocken und sprengte davon.

Nach einer Stunde brachte sie ein Husar.

Mein Hauptmann hat sie in mein Notizbuch eingeschrieben, sie lauteten für den 28.: Losung „Koblenz", Feldruf „Ausfall"; für den 29. Losung wieder dieselbe, nämlich: „Koblenz", Feldruf: „zwei Pfiffe".

Unsere Kompanie stand in zwei Gruppen, die erste der Hauptmann mit drei Zügen an dem schon beschriebenen Platze, die zweite unter Oberleutnat Grafen Kielmansegg*) auch in einem Waldstück, etwa 1800 Schritt weiter links. Diesen Posten sollte ich um neun Uhr abends beziehen und über Nacht dort bleiben.

Gegen halb fünf Uhr passierte eine Kompanie des 10. Infanterie-Regiments Graf Mazzuchelli unsere Aufstellung. Kommandant derselben war Hauptmann Tzwettler, der uns mitteilte, dass das Tags vorher siegreich gewesene 10. Korps bei Neu-Rognitz und Rudersdorf von dem preussischen Gardekorps angegriffen und fast ganz zersprengt worden sei. Es gehe nun über Pilnikau und Neuschloss zurück.

Dass etwas nicht in Ordnung gewesen war, hatten wir schon bemerkt, und nun erfuhren wir endlich bestimmt, um was es sich handle.

Auch den Namen und das Regiment des Hauptmannes Tzwettler hat mein Hauptmann in mein Notizbuch eingetragen.

Der Zufall wollte, dass dieser im Jahre 1871 als Major in unser Regiment kam und mein Bataillons-Kommandant wurde.

Das Jahr darauf trat er in die k. k. Landwehr über und lebt jetzt als pensionierter General in Graz.

Nach kurzer Rast marschierte die Kompanie weiter über Kottwitz nach Neuschloss und ich stand mit meinem Hauptmann am Waldrande und wir beobachteten, da wir einen sehr guten

---

*) Gefallen in der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli.

Ausblick hatten, das Vorterrain, in dem sich Versprengte des 10. Korps einzeln und in kleinen Gruppen herumtrieben.

Bei dieser Gelegenheit konnten wir die ungewöhnlich scharf ausgebildeten Sinne unserer Mannschaft, grösstenteils Rumänen, bewundern.

Auf Distanzen, auf die wir mit dem Fernglase im Zweifel waren, ob die von uns gesehenen kleinen Truppen unserer oder der feindlichen Armee angehörten, sagten unsere Leute mit apodiktischer Sicherheit, es seien unsere Leute.

Von den Preussen erhielten wir überhaupt an diesem Tage nichts zu Gesicht.

Nur bezüglich einiger Patrouillen der Windischgrätz-Dragoner, welche sichtbar wurden, waren Meinungsverschiedenheiten vorhanden, was auf die dunkle Uniform dieses Regiments*) zurückzuführen war. Beim Näherkommen wurde die Form der Helme erkannt und jeder Zweifel behoben.

Nun etwas über das Kapitel des Einziehens von Nachrichten und Befragen von Landesbewohnern.

Es trug sich nämlich ein Ereignis zu, das mir heute noch unaufgeklärt ist. Ich habe es mir damals gleich notiert und habe die ganze Situation noch so im Gedächtnis, als hätte ich mich gestern in derselben befunden.

Wie vorerwähnt, stand ich mit meinem Hauptmann an unserem Waldrand und wir blickten ins Vorterrain. Ich hatte einen kleinen Tubus, zwar kein besonders gutes Instrument, aber es tat seinen Dienst und war doch besser als gar nichts. Binocles nach der heutigen Art waren sehr selten und ich glaube selbst bei Stäben in sehr geringer Anzahl vorhanden.

Auf einmal erscheint bei Ketzelsdorf eine Abteilung von etwa zwanzig Reitern, die sich dem Orte in ziemlich scharfer Gangart der Pferde näherte.

In einiger Entfernung vom Orte blieben sie stehen, zwei von ihnen ritten in den Ort, aus welchem sie nach ein paar Minuten zurückkehrten, worauf sich der ganze Trupp in Bewegung setzte und zwischen den Häusern verschwand.

Da sie nicht wieder zum Vorschein kamen, war uns das verdächtig und ich erbot mich, mit einer Patrouille nach Ketzelsdorf zu gehen und die Sache zu untersuchen, denn von uns ungesehen, konnten sie nur auf Königinhof oder gegen Kottwitz geritten sein oder noch im Orte stecken.

Ich suchte mir also zwölf tüchtige, verlässliche Burschen aus meinem Zuge aus, und mit sorgsamer Ausnützung des Terrains pirschte ich mich an den Ort an, aus dem ich mir, in gläubiger Befolgung der bestehenden Vorschriften, durch einen deutsch sprechenden Unteroffizier einen der biederen Ortsbewohner herausfischen liess.

---

*) Es hatte damals dunkelgrüne Waffenröcke und Beinkleider mit kirschroten Aufschlägen und gelbe Knöpfe

Der gute Mann machte ein sehr verblüfftes Gesicht und fragte: „Ja, was macht denn Ihr noch hier, es ist ja schon alles voller Preussen?“

„Hier im Orte auch?“ fragte ich.

„Na gewiss, Ihr müsst doch vor einer Viertelstunde die Reiter gesehen haben, die herein sind, wenn Ihr in der Nähe ward!“

„Wegen diesen Reitern bin ich eben hier, mein Schätzbarster; also das waren Preussen, und wisst Ihr das bestimmt?“ forschte ich.

„Na, ich werd' die Preussen mit ihren Pickelhauben doch kennen,“ entgegnete der Landmann fast entrüstet. „Ganz vorn sind zwei geritten, von denen der eine wie ein Husar angezogen war, der muss ein sehr grosser Herr gewesen sein, er war ganz voller Gold.“

„Und habt Ihr Euch nicht geirrt?“ fragte ich sehr misstrauisch. Denn das Herumreiten feindlicher hoher Herren in so unmittelbarer Nähe des Gegners kam mir doch etwas unwahrscheinlich vor.

„Aber Herr,“ sagte der Mann ganz gekränkt, „ich werde ja doch Unsere von den Preussen unterscheiden können, ich war selbst Soldat und komme ja ab und zu einmal über die Grenze.“

„Und sind die Reiter noch im Orte?“

„Nein, Herr, sie sind gleich weitergeritten in der Richtung gegen Kottwitz!“

Ich stand vor einem Rätsel!

Sollte ein gegnerischer höherer Führer so unvorsichtig sein direkte ins feindliche Lager hineinzureiten?

Und doch, es sind schon unwahrscheinlichere Sachen vor dem Feinde geschehen!

Mir fiel im Moment der Konditor aus Danzing ein, welcher gesagt hatte, drüben würde Prinz Friedrich Karl erwartet; der trug, so viel wir wussten, immer Husarenuniform, und dem konnte, nach unseren Begriffen über ihn, ein solches Husarenstückel schon zugemutet werden.

Ich resumierte also: Ist's jemand Feindlicher und gegen Kottwitz geritten, wird er wohl beim Erblicken unseres Lagers schleunigst „kehrt“ machen und zusehen, dass er fortkommt. Darauf baute ich meinen Kriegsplan.

Ich marschierte vor allem ins Dorf, und von dort beabsichtigte ich auf der Kottwitzer Strasse, welche, soweit mir durch zweimaligen Vorbeimarsch, nämlich Tags vorher ins Lager und heute denselben Weg zurück auf Vorposten, in Erinnerung war, etwa einen Kilometer hinter Ketzelsdorf ziemlich scharf nach abwärts führt und einen tief eingeschnittenen Hohlweg bildet, Seiner königlichen Hoheit einen Hinterhalt zu legen, mich nach Tunlichkeit seiner zu bemächtigen und so seinem militärischen Ruhme ein jähes Ende zu bereiten, für immer.

In meiner jugendlich sanguinischen Leutnantsphantasie sah ich mich schon als berühmten Mann, die Heldenbrust voll hoher Orden u. s. w., u. s. w.

Als ich das Dorf passierte, war natürlich die ganze Bevölkerung auf den Beinen und steckte die weisen Häupter zusammen, wobei natürlich der Herr Richter und der Herr Lehrer das grosse Wort führten.

Um mich zu versichern, ob mein Bauer in seiner ganz begreiflichen Preussenfurcht nicht zuviel gesehen habe, interpellierte ich nun noch die beiden Ortsgelehrten über die Reiter.

„Preussen warns", sagten sie unisono.

Nun fiel mir ein, dass die preussische Kavallerie damals — ob jetzt noch weis ich nicht — Schabracken*) hatte, unsere aber nicht mehr, und nach möglichst genauer Beschreibung derselben fragte ich, ob die Leute dergleichen bei den Reitern gesehen hätten, und von welcher Farbe.

Einige hatten gar nichts, wieder einige hatten blaue gesehen, während der Lehrer positiv behauptete rote gesehen zu haben, was nun wieder mit den Pickelhauben, die allen aufgefallen waren, gar nicht übereinstimmte.

Ich hielt mich nicht lange auf und trachtete meinen strategischen Aufmarsch zu bewirken, und fand auch bald ein Plätzchen, zu einem Überfall wie geschaffen.

Über ihr Verhalten hatte ich meine Heeresmacht schon unterwegs instruiert und ihnen besonders eingeschärft, ja nur auf die Pferde zu schiessen, aber ordentlich zu zielen dass sich aber bei Kopfabschneiden keiner von ihnen rühren solle, ehe ich das Kommando geben würde.

Nun verteilte ich meine Leute entsprechend an beiden Seiten des Hohlweges, und — die Falle für den Prinzen Friedrich Karl war aufgerichtet, er brauchte sich nur hinein zu bemühen.

Aufrichtig gesagt, stimmte mir die Zeitberechnung gar nicht und erfüllte mich mit gerechtem Bedenken In Kottwitz mussten die Reiter doch schon angelangt sein, und waren es wirklich Preussen, so waren sie entweder schon abgefangen, oder sie hätten, da sie offenbar nicht im Schritt zurückgeritten wären meine Aufstellung passieren müssen, denn auf einer anderen Seite konnten sie bei dem Kottwitzer Loch nicht hinaus.

Mein Prinz fing bereits an sich in nebelgrauer Ferne zu verlieren, trotzdem beschloss ich noch eine Viertelstunde zu warten, dann, um etwas zu erfahren, eine Patrouille nach Kottwitz zu schicken und einzurücken.

Kaum waren wir alle an unseren Plätzen, als ein kleiner, mit einen recht guten Pferde bespannter Wagen mit allerlei Hausgeräte beladen und von einem städtisch gekleideten Manne, an dessen Seite zwei Mädchen von etwa 14 und 16 Jahren anherschritten, des Weges gezogen kam.

---

*) Chabraque.

Der alte Knabe musste doch etwas gesehen haben, ergo interpellieren wir ihn!

Ich streckte meine Nase aus dem dichten Buschwerk und rief: „Heda, Sie würdiger Greis da unten, bleiben Sie gefälligst einen Moment stehen!"

Der Mann erschrak heftig über die Stimme aus den Lüften und rief: „Um Gotteswillen, sind denn die Preussen auch schon da?"

„Nein, alter Herr," rief ich hinunter, „wir sind keine Preussen sondern ganz gute Österreicher, und ich werde Ihnen Dank wissen, wenn Sie sich zu mir heraufbemühen, denn ich habe Gründe, die mich bestimmen nicht hinab auf die Strasse zu gehen und keinen zu lauten Dialog zu führen; seien Sie ganz beruhigt, es geschieht Ihnen gar nichts, ich möchte nur eine Frage beantwortet haben, dann können Sie ruhig ihres Weges ziehen."

Der Mann war nun sofort bei mir oben und ich stellte nun meine Frage bezüglich der Reiter an ihn.

„Es waren Preussen, Herr Leutnant!" sagte er.

„Wo haben Sie dieselben begegnet?"

„Ganz nahe vor Kottwitz."

„Was, so nahe bei unserem Lager, fragte ich erstaunt, und da sollte man sie nicht bemerkt haben, das ist ja ganz unmöglich, Sie müssen sich geirrt haben."

„Ganz gewiss nicht, Herr Leutnant, ich habe als Zollbeamter mein ganzes Leben an der Grenze zugebracht, war oft genug drüben in Schlesien und kenne die Uniformen, es waren gewiss und wahrhaftig Preussen. Ich lebe jetzt in Pilnikau und habe noch gestern abends erfahren, wie die Preussen mit dem Bürgermeister von Trautenau umgegangen sind, und da dachte ich, als pensionierter Beamter werde ich keine Ruhe haben, und gehe mit meinen Kindern nach Jaromiř zu meiner Schwester, so weit werden sie doch hoffentlich nicht kommen."

Ich dankte ihm für die Auskunft, entschuldigte mich wegen des Aufenthaltes, den ich ihm bereitet, und wünschte ihm glückliche Reise.

„Empfehle mich bestens, Herr Leutnant, und Gott behüte Sie in dem Kriege," entgegnete der alte Herr; wir schüttelten uns die Hände und schieden als die besten Freunde, obwohl ich durch seine Nachricht noch konfuser war als früher.

Nun hatte ich des Wartens genug, ich sammelte meine Kriegerschar und wollte eben abmarschieren, als ich das Geräusch hörte, das einige in gemächlichstem Tempo herankommende Pferde verursachen.

Das konnte doch mein Prinz unmöglich sein, nichtsdestoweniger wartete ich in strengster Bereitschaft, und was sah ich alsbald?

Ein alter Wachtmeister mit vier Husaren der uns zugeteilten halben Eskadron kam gemächlich mir entgegengeritten. Der musste Bescheid wissen!

„Wo kommen Sie her," rief ich ihn an, ohne mich um die geleistete Ehrenbezeigung zu kümmern.

„Ich melde gehorsamst, komme von Kottwitz und habe zu patrouillieren gegen Königinhot."*)

„Haben Sie nicht mehrere Reiter gesehen, die vor einer halben Stunde beiläufig von dieser Seite ins Lager gekommen sind?"

„Sehr wohl, Herr Leutnant, ist gewesen Exzellenz Korpskommandant mit Stab."

„Aber die Leute da oben im Dorf haben doch alle gesagt, dass sie Pickelhauben und Schabracken gesehen haben, und die Reiter Preussen gewesen seien."

„Bitte gehorsamst, waren dabei vier Mann von Leibgarde-Gendarmerie wos tragens Pickelhauben und haben Schabracken."

„Danke, Sie können fortreiten."

Nun waren die Pickelhauben und roten, denn nur der Lehrer hatte richtig gesehen, Schabracken konstatiert und erklärt.

Ich marschierte nun zurück und meldete mich bei meinem Hauptmanne, der mich wegen meinem Prinzen gehörig auslachte.

Ich bat ihn, den anderen Kameraden nichts davon zu erzählen, sonst hätten sie mich furchtbar gefrozzelt; das versprach er denn auch und hat mein Geheimnis bei Königgrätz mit ins Grab genommen.

Ich selbst redete wohlweislich nichts davon.

Ein paar Kameraden, die im Lager bei Kottwitz gewesen und die ich zwei Tage später, als wir wieder mit dem Regimente zusammentrafen, vorsichtig fragte, waren zufällig nicht an Ort und Stelle gewesen, als die Reiter passierten, wussten daher nichts davon; einer sagte mir, er habe wohl etwas von einem Korpskommandanten gehört, gesehen habe er jedoch nichts und sich daher nicht weiter darum gekümmert.

Der Feldzug mit seinen täglich, ja stündlich wechselnden Eindrücken liess mich die ganze Geschichte für den Augenblick vergessen.

Als sie mir später nach dem Feldzuge wieder einfiel und ich mein Notizbuch wieder vornahm, war ich von der Richtigkeit der Meldung meines alten Wachtmeisters überzeugt. Erst ein paar Jahre später, als das Generalstabswerk erschien, las ich darin zu meinem Erstaunen, dass es Feldmarschall-Leutnant Graf Festetics, unser Korpskommandant, nicht gewesen sein konnte, der diesen Ritt gemacht hatte, da er ja am selben Tage mit den drei Brigaden seines Korps von Lancow abmarschiert und um 9 Uhr 30 Minuten bei Dolan eingetroffen war, wo er dann vom Feldzeugmeister Benedek persönlich den Befehl erhalten hatte, dort zu bleiben.

---

*) Besagter Wachtmeister brachte übrigens von seinem Patrouillenritt einen preussischen Gardehusaren mit, den er unterwegs attrapiert hatte, und versicherte mit grossem Ernst, es sei: Aine Schweinerei, dass so ein Kerl, wos ist angezogen wie Kunstreiter und sitzt auf Pferd wie Off, sagt, dass er is auch ein Huszár.

Während des Treffens bei Skalic war das Korps bis Schweinschädel vorgerückt, ging abends wieder zurück und bezog die Vorposten.

Also da ist es wohl ganz ausgeschlossen, dass der Korpskommandant Rekognoszierungsritte unternimmt, noch dazu in eine Gegend, in der er gar nichs zu suchen hatte.

Also d e r wars positiv nicht, aber wer war es?

In einem nicht offiziellen Werke über den Krieg, dessen Verfasser mir entfallen ist, las ich, dass der Kommandant des 3. Korps, Erzherzog Ernst, einen derartigen Ritt unternommen habe — in dessen Suite wären ja auch die Gardereiter erklärlicher — die ja d a g e w e s e n s e i n m ü s s e n.

Nach dem Generalstabswerk stand der Erzherzog mit seinem Korps am 28. bei Miletin, wo er angeblich von unserem Brigadier gegen Mittag die Meldung von der Bedrängnis des 10. Korps, mit dem Ansuchen dieses zu unterstützen, erhielt, welcher Vorschlag mit Hinweis auf die eigene Lage abgelehnt wurde.

Möglich, dass der Erzherzog auf diese Meldung hin den Rekognoszierungsritt unternahm, um sich von der Sachlage persönlich zu überzeugen, aber wahrscheinlich ist es nicht.

Vielleicht war es auch Feldmarschall-Leutnant Baron Gablenz, welcher seinen Rückzug nach dem Gefechte bei Neu-Rognitz über die Höhen nahm, und dass dieser mit seiner Suite es gewesen ist, den ich verfolgte. Vielleicht! Kurzum, trotz aller Bemühungen konnte ich bis jetzt nicht konstatieren, wer diese geheimnisvollen Reiter gewesen — und d a waren sie am 28. Juni 1866 um $^1/_2$5 Uhr nachmittags, gesehen habe ich sie auch, nachgelaufen bin ich ihnen auch, und geträumt habe ich diese für mich so interessante Episode auch nicht, denn jedes Detail steht in meinem Gedächtnisse so eingeprägt, als hätte sie sich, wie ich schon erwähnt habe, gestern zugetragen, und Räubergeschichten zu erzählen ist nicht der Zweck dieser Schrift.

Jedenfalls ist aus dem Ganzen die Lehre zu ziehen, dass man sich nie auf eingeholte Nachrichten, sondern nur auf d a s sicher verlassen kann, was man selbst konstatiert hat.

Die Landesbewohner sind befangen, in einer ganz begreiflichen Aufregung, die Angst um ihr bisschen Hab und Gut macht sie noch konfuser als sie ohnehin schon sind, die Uniformen kennen sie meist auch nicht, hiezu kommt in Feindesland noch das ganz natürliche und eigentlich gerechtfertigte Übelwollen, und nun sammle man von diesen Leuten „verlässliche" Nachrichten.

Am befremdendsten wirkt jedoch die mit vollkommener Sicherheit gemachte Meldung des alten Wachtmeisters. Denn, wenn ja auch nicht alle Wachtmeister des Korps in der kurzen Zeit Gelegenheit gehabt haben mögen, den Kommandanten desselben persönlich kennen zu lernen, so ist in diesem Falle zu berücksichtigen, dass mein alter Gewährsmann, der mindestens 12—15 Jahre diente, vom 7. Husaren-Regiment war, welches

Graf Festetics bis ins Jahr 1857 als Oberst kommandiert hatte, und da musste er ihn doch kennen, es wäre denn, er wäre erst später zutransferiert worden.

Den Rest des Nachmittags verbrachten wir ziemlich ungestört, der Gegner schien froh zu sein einen Erfolg errungen zu haben und liess uns in Ruhe.

Abends, nachdem ich ein sehr frugales Nachtmahl eingenommen, hatte, ging ich mit meinem Zuge, zirka 40 Mann, um die zweite Gruppe unserer Vorposten abzulösen.

Die erste Nacht auf Vorposten vor dem Feinde! Man kann sich denken, dass ich mich in einer gelinden Aufregung befand und von der Wichtigkeit meiner Aufgabe im allgemeinen und der meiner Person im besonderen vollständig durchdrungen war.

Ich löste meinen Vorgänger ordnungsmässig ab und bezog den Posten.

Für die Nacht fand ich es für nötig, die Vedetten zu vermehren, und da ich mich auf meine Leute und deren phänomenal ausgebildetes Gehör und Gesicht verlassen konnte, war ein weiteres, die Leute sehr ermüdendes Patrouillieren ins Vorterrain, dessen Zweck im Finstern doch immer illusorisch ist, überflüssig, und ich beschränkte mich nur auf ein Aufrechterhalten der Verbindung mit den Nachbarposten. Der Mannschaft gestattete ich, mit Ausnahme einer kleinen Bereitschaft, zu schlafen, ich selbst jedoch war die ganze Nacht am Qui-vive.

Die Nacht verging ganz ruhig und war, da wir am Ende Juni waren, auch kurz.

Ein herrlicher Morgen brach an. Ich schickte meinem Hauptmann den usuellen Frührapport und da nun jede Gefahr einer Überraschung beseitigt war, setzte ich mich am Waldrande ins weiche Moos und nickte ein; ich war die ganze Nacht auf den Füssen gewesen und eigentlich hundemüde.

Ich mochte beiläufig eine Stunde, was man sagt „geduselt" haben, denn fest einschlafen liess mich das Gefühl meiner Verantwortlichkeit doch nicht, als ich im Halbschlummer nach mir fragen hörte.

Es war mein jüngerer Kamerad von der Kompanie, Leutnant Skertich, den mein guter Hauptmann auf meine Meldung hin geschickt hatte, sich nach meinem Befinden zu erkundigen und mir ein Frühstück zu übermitteln, welches in einem ausgiebigen Stück Kommissbrot, reichlich mit Schinken belegt, bestand und von einer Flasche Sliwowitz begleitet war.

Bezüglich der letzteren hatte mein Herr Kollega den Auftrag mich zu ersuchen, gefälligst etwas drin zu lassen.

Als ich nun gefrühstückt und die kostbare Flasche zurückgestellt hatte, zog Leutnant Skertich wieder von dannen, nachdem er mir gesagt hatte, wir würden bald zur Brigade einrücken, da diese frühzeitig abmarschiere.

Nun leistete ich mir den Luxus einer Morgenzigarre und

gestattete auch meiner Mannschaft das Rauchen, was ich bei Nacht untersagt hatte.

So verging die Zeit bis nach neun Uhr.

Ich wunderte mich, dass wir nicht abgelöst oder einrückend gemacht wurden, die Brigade musste also noch bei Kottwitz stehen.

Es herrschte idyllische Ruhe, doch diese sollte nicht lange dauern, denn ich wurde aufmerksam, dass eine der Vedetten sich umdreht, mir winkt und vor sich hinzeigt.

Ich war natürlich gleich an der Seite des Mannes und sah von hier aus etwa tausend oder mehr Schritte eine Gruppe Menschen herumwimmeln, welche dieser als Preussen bezeichnete, was ich ihm, die Falkenaugen unserer Leute kennend, auch glaubte und glauben musste, denn ich konnte nichts deutliches ausnehmen und mein Tubus war beim Hauptmann.

Das eine, was ich konstatieren konnte, war, dass die Gruppe sich in gerader Richtung gegen meine Aufstellung bewegte.

Ich schickte die Meldung meinem Hauptmann, mobilisierte meine Armee, besetzte gehörig meinen Waldrand und nun dachte ich nach, was eigentlich zu tun sei. Nach dem gestrigen Befehl, der mir noch beim Abmarsch auf die Feldwache wiederholt worden war, hatte ich alles zu vermeiden, was die Aufstellung verraten könne. Gingen die Preussen in der von ihnen eingeschlagenen Richtung weiter, mussten sie in zehn Minuten bis einer Viertelstunde an mich anrennen. Was sollte ich nun tun? In Rücksicht auf den Befehl meine Stellung räumen? Das widerstrebte mir nach allen Richtungen. Bis ich von meinem Hauptmann eine Antwort auf meine Meldung erhielt, waren sie mir lang am Halse. Vor allem liess ich durch einen auf einen hohen Baum geschickten Mann Ausschau halten, ob „noch Etwas“ nachkomme, was nach dessen Angabe nicht der Fall war.

Auf zirka 800—900 Schritte von meiner Waldparzelle angelangt, blieben die Preussen stehen; sie waren etwa so stark wie mein Zug, vielleicht etwas stärker. Sie schienen Kriegsrat zu halten.

Was mir auffiel: dass sie keinen Mann, weder nach vorn noch nach einer der Seiten zu ihrer Sicherung ausgeschieden hatten. Sie schienen also alles eher als uns noch hier zu vermuten.

Nach kurzer Zeit setzten sie ihren Marsch in der früheren Richtung fort.

Ich befand mich in begreiflicher Aufregung. Dass ich ohne Befehl nicht zurückging, das stand bei mir fest, denn die Gelegenheit, diese leichtsinnige Gesellschaft zu überfallen, war zu verlockend; noch zehn Minuten und ich brannte ihnen eine Salve auf den Pelz, die sie sich merken konnten.

Da langt atemlos ein vom Hauptmann geschickter Unteroffizier an und meldete: „Brigade seit 6 Uhr abmarschiert, stehen ganz isoliert hier, augenblicklich mit Benützung aller Deckungen durch den Wald zur Kompanie einrücken.“

Während dieser Zeit hatten sich die Preussen auf beiläufig 500 Schritte genähert und bogen nun nach links in einen Feldweg ein, der nach Ketzelsdorf führte.

Nun konnte ich sie beobachten. Ich zählte 56 Mann mit Gewehren und einen ohne solches, offenbar ein Offizier; sie hatten wohl keine Ahnung von der gefährlichen Nachbarschaft, denn sie marschierten ganz langsam im Rudel, und wie meine Leute, die bessere Augen hatten, versicherten, trugen die meisten Bündel in der Hand, was die Folgerung zuliess, dass sie bereits irgend einem Orte einen Besuch abgestattet hatten, denn allen Respekt von ihren sonstigen wirklich hervorragenden militärischen Eigenschaften, aber das Requirieren haben sie im Jahre 1866, wo sie hingekommen sind, meist sehr intensiv betrieben.

Ich rückte nun unbelästigt zur Kompanie ein, und fast zu gleicher Zeit sahen wir unsere Gegner in Ketzelsdorf verschwinden.

Als ich mich gemeldet hatte, versicherte mich mein Hauptmann, er habe Höllenangst ausgestanden, ich würde die Preussen, die man von seinem Standplatze auch gleich bei ihrem Erscheinen wahrgenommen hatte, anschiessen und uns so vielleicht stärkere, in der Nähe befindliche Abteilungen auf den Hals hetzen, was natürlich für uns sehr bös hätte werden können, da wir vollständig in der Luft hingen.

Er hatte eben erst die Mitteilung vom Abmarsch der Brigade und den Befehl erhalten, gleich seinen Posten zu räumen und nach Kottwitz zurückzumaschieren.

Von unseren, im Dorfe verschwundenen Gegnern sah und hörte man nichts, sie rasteten wahrscheinlich dort, sich ebenso sicher fühlend wie früher auf dem Hermarsch.

Meinen Vorschlag sie im Orte zu überfallen, lehnte mein Hauptmann sehr energisch dankend ab, und wir zogen nun von dannen und erreichten nach elf Uhr unseren Bestimmungsort.

Hier hatte Major von Larisch die Vorposten gesammelt und trat mit uns und 2 Eskadronen Windischgrätz-Dragonern unter Kommando des Majors v. Meding, die sich uns angeschlossen hatten, gegen zwölf Uhr mittags den Rückmarsch über Neuschloss gegen Königinhof an.

Es war ein böser Marsch für uns vier Kompanien!

Durch 22 Stunden im Vorpostendienst, die Nacht über fast nicht geschlafen, fast immer auf den Beinen, seit mittags vorher keine Menage — nicht einmal Brot hatten die Leute mehr — und nun mit der vollen Feldausrüstung, in der glühenden Sonnenhitze des 29. Juni den Marsch antreten, war bös, sehr bös, und viele Leute blieben uns liegen. Wir marschierten bis Mastig, wo Major von Larisch in Anbetracht der grossen Erschöpfung der Mannschaft eine längere Rast gewährte.

Von hier gings dann über Nieder-Praussnitz nach Weiss-Třemesna, wo wir Kanonendonner von Königinhof herüber hörten, den Bahnkörper überschritten und auf die Höhen südlich

desselben, bis beiläufig in gleiche Höhe mit Königinhof, das wir nun vor uns und teilweise in Flammen wiedersahen, — rückten.

Auf der Höhe rasteten wir eine Zeitlang, dann hiess es wieder: „auf", „Königinhof wird angegriffen". Wir stiegen nun den Berg hinab bis zum Bahnhof. Dort erhielten wir den Befehl auf dem Bahnkörper fortzumarschieren und die Brigade aufzusuchen.

Es war bereits finster geworden, als wir, mit vierundzwanzig Stunden Vorposten, und sechsundzwanzig Kilometern in glühender Sonnenhitze zurückgelegtem Marsche im Leibe, auf dem geschotterten Eisenbahndamm in die Nacht hinein stolperten.

Ich habe in meiner Dienstzeit viele Märsche mitgemacht, aber der auf dem Bahnkörper, welcher sieben Kilometer, also fast eine deutsche Meile lang war, war der niederträchtigste von allen.

So gings fort bis zur Eisenbahnstation Kukus, wo wir endlich wieder auf die Chaussee kamen, nach einiger Zeit die Brigade fanden und um halb zwei Uhr morgens in unserem Biwak bei Salney eintrafen.

Mein Hauptmann, der auch kein Jüngling mehr war und dem das Gehen recht hart wurde, hatte sich, als wir die Chaussee erreichten, in mich eingehängt und schlief tatsächlich im Gehen.

Als wir unseren Lagerplatz erreichten, legte er sich nieder und schlief sofort ein.

Ich besorgte noch das Notwendigste bei der Kompanie, liess mir, da wir in einem in voller Reife stehenden Kornfeld lagerten, einige Armvoll Korn ausreissen, legte mich drauf und schlief im nächsten Moment wie ein Sack.

Als ich erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel, ich blickte sehr verschlafen herum und hatte keine Idee, wo ich eigentlich war. Ich blickte auf meine Uhr, diese zeigte halb zehn. Endlich orientierte ich mich!

So lange hätte ich geschlafen?

Die Mannschaft um mich herum beschäftigte sich mit allem Möglichen, in der Entfernung sah ich den Rauch der Kochfeuer, — auch eine Beruhigung nach fast zweitägigem Fasten.

Endlich stehe ich auf, gähne sehr intensiv, strecke und dehne mich, um meine Glieder nach dem langen harten Liegen wieder ein wenig gelenkig zu machen, und rufe nach meinem „Menelaus".

Dieser war mein getreuer Sklave und hiess eigentlich „Nikolaus", wurde jedoch in Erinnerung an die zu jener Zeit sehr beliebte Operette „Die schöne Helena" nur „Menelaus" gerufen. Einige der Kameraden verstiegen sich sogar so weit, ihn nach dem Oberkommandanten der griechischen Armee vor Troya „Agamemnon" zu benamsen.

Dieser erschien, brachte Wasser und mein Waschzeug, und die Toilette begann in höchst feldmässiger Weise.

Während derselben höre ich hinter mir die Stimme meines Kapitäns: „Wünsch guten Morgen, Herr Leutnant, rief er lachend, haben S' ausgeschlafen?"

„Danke gehorsamst, Herr Hauptmann, famos, wünsche ebenfalls einen guten Morgen".

„Na, hören Sie, Sie haben aber einen gesunden Schlaf, erinnern Sie sich an gar nichts?"

„Seit ich um zirka zwei Uhr eingeschlafen bin, nicht auf das Geringste!"

„Auch nicht, dass ich Sie gegen vier Uhr geweckt habe?"

„Herr Hauptmann haben mich geweckt?" fragte ich nun ganz erstaunt, „ja weshalb denn, war etwas los?"

„Und ob etwas los war. Da oben, sagte er, mit der Hand nach der betreffenden Richtung zeigend, war von halb vier bis gegen neun Uhr eine furchtbare Kanonade, da habe ich Sie geweckt und Ihnen gesagt: Stehen S' auf, da drüben schiesst man mit Kanonen, aber Sie haben darauf gesagt: Lassen Sie s' nur schiessen, wenn s' uns brauchen, werden s' uns schon holen! Darauf haben Sie sich umgedreht und weiter geschlafen wie ein Ratz."

Ich war paff! Schliesslich, die grosse Übermüdung, „der beiden letzten Tage Müh war gross", für mich ganz besonders gross gewesen, aber dass ich den Kanonnendonner verschlafen hatte, das wollte mir nicht in den Kopf; dass nicht einmal die Aufregung, die ein solcher, in nicht zu grosser Entfernung gehört, immer hervorzurufen pflegt, nicht imstande war mich zu wecken, und, als geweckt, nicht wach zu erhalten, beweist wie furchtbar ermüdet ich sein musste.

Nachdem ich meine Toilette beendet hatte, schaute ich mich selbstverständlich nach einem Frühstück um.

Die Marketender waren nicht auffindbar, diese hatten sich verfahren und steckten weiss Gott wo im weiten Böhmerlande und, wären sie dagewesen, hätten wahrscheinlich auch nichts gehabt, wie das sehr häufig der Fall war. Also ich suche, überall, wohin ich mich wende, schnödes Lächeln, aber nichts zu essen.

Nicht weit von unserem Lagerplatz entdeckte ich einen stattlichen Bauernhof, und obwohl die Hoffnung dort etwas zu bekommen eine sehr geringe war, denn bei der grossen Anzahl hungriger Mägen waren alle Gehöfte weit im Umkreise total ausgesogen, machte ich doch den Versuch und hatte Glück.

In Begleitung eines gleich hungrigen Kameraden betrat ich den geräumigen Hof, in welchem wir mehrere Ordonnanzen herumlungern; sahen ein Generalstäbler mit dem sehr wichtigen Gesicht — welches bei diesem Korps schon damals zur Adjustierungsvorschrift gehörte, trotzdem ihre Künste, die sie uns in Böhmen produzierten, sehr mässige waren — eilt sehr pressiert über den Hof.

Uns wurde förmlich feierlich zu Mute, hier musste sich irgend ein „Stab" sesshaft gemacht haben, und wo Stäbe sind, gibts bekanntlich auch immer was zum Essen.

Die gewissen Trockenen-Brotgeschichten vom König Wilhelm und Bismarck bei Königgrätz und ähnliche aus dem Jahre 1870 kann glauben wer will — ich nicht; sie nehmen sich für den Leser, der nicht gedient hat, recht schön und rührend aus, sind auch eine ganz hübsche Reklame für die Anspruchslosigkeit hoher Herren, aber so arg ist es nicht, besonders wenn man den Tag und die Nacht vorher in einer grösseren Stadt zugebracht hat und erst frühmorgens aufgebrochen ist mit der Überzeugung, es werde zu einer grösseren Affaire kommen, wo es dann tagsüber mit der Verpflegung etwas windig ausschauen dürfte.

Da werden wohl Herren und Knechte ihre Packtaschen gehörig gefüllt gehabt haben, und wenn nicht, verdiente der Betreffende, der hiefür zu sorgen hatte, an den lichten Galgen am Halse aufgehängt zu werden, bis er tot war.

Also zurück in unseren Bauernhof.

In demselben stand ein gut und behäbig aussehender Landmann, auf den ich zutrat und ihm die Bitte vortrug, ob er uns nicht für Geld und gute Worte etwas Milch und ein Stück Brot verkaufen wolle.

Er schaute uns gross an und sagte: Brot habe ich für mich und meine Familie kaum genug, und ob noch Milch da ist, bezweifle ich, doch ich will nachsehen.

Er ging ins Haus und kehrte nach ein paar Minuten, einen irdenen Topf in der Hand tragend, zurück.

Es war ein Topf mit einem Fassungsraum von etwa zwei Litern, voll der appetitlichsten Milch!

Was bin ich Ihnen schuldig, fragte ich.

Ach nichts, Herr Offizier, nehmen Sie nur, es ist gerne gegeben, und schliesslich ist es mir doch lieber, Sie bekommens als die Preussen. Den Topf bringen Sie mir später zurück.

Weiss der Teufel, die Leute hatten kein besonderes Zutrauen zu uns; binnen drei Tagen schon der zweite, der uns dasselbe sagt.

Sehr schmeichelhaft war's nicht!

Wie wir uns mit unserer Beute entfernen wollen, werden wir auf einmal von rückwärts angeschrieen:

„Was wollen Sie hier, wie können Sie sich unterstehen hier herein zu kommen!"

Wir drehen uns um, nach der Richtung, aus welcher diese wohlwollenden Worte herübertönen, und vor uns steht ein kleiner zaundürrer General, barhaupt, mit einer Riesenglatze und semitisch krummer Nase, vor Wut ganz rot im Gesicht. Der ganze Mann sah aus wie ein abgebrühter Spatz.

„Herr General, wir haben von dem hier stehenden Eigentümer dieses Hauses einen Topf Milch erhalten, um den wir ersucht haben, da wir seit zwei Tagen fast nichts zu essen bekommen haben."

„Wie können sie sich unterstehen hier einzudringen, wo sich

ein Stab befindet? Augenblicklich geben Sie den Topf zurück und machen Sie, dass Sie hinauskommnn, sonst lasse ich Sie arretieren!" brüllte der würdige Greis.

„Milch hergeben, fällt mir gar nicht ein," erwiderte ich ihm mit der grössten Frechheit, machte kehrt und war mit meinem Topfe mittelst zweier grosser Sprünge ausserhalb des Gehöftes, gefolgt von meinem Kameraden.

Wir und unsere Milch waren gerettet!

Was für ein Stab das, und wer der liebenswürdige General war, muss ich der Nachwelt verschweigen, da es mich, aufrichtig gesagt, damals vielzuwenig interessierte, den Namen dieses Flegels kennen zu lernen.

Den Topf schickte ich später durch Menelaus zurück, doch sagte ich ihm, er solle diesen auf die vor dem Hause befindliche Bank stellen und dann davonrennen was er könne, und ja nicht stehen bleiben, wenn man ihn auch anrufe, denn fiel der arme Teufel dem glatzköpfigen Krummschnabel in die Hände, hatte er Nachmittag seine 20 Stockstreiche so heilig, wie das Amen im Gebet.

An den Henkel des Topfes hatte ich eine schriftliche Danksagung befestigt.

Nachmittag gegen drei Uhr wieder das obligate tägliche Geschützgebrumm und plötzlicher Alarm.

Wir marschierten auf die Höhen von Salney, westlich von uns wurde kanoniert was das Zeug hielt, und wir gingen in eine Art von Gefechtsaufstellung über.

Zwischen 5 und 6 Uhr verstummten die Geschütze und wir rückten auf unseren früheren Lagerplatz zurück, wo wir durch die mittlerweile entwickelte höchst erspriessliche Tätigkeit unserer Burschen angenehm überrascht wurden.

Der Diener unseres Hauptmannes, ein freiwillig zum Regimente assentierter Brünner, ein ebenso anhänglicher als findiger Bursche, hatte meinen allerdings sehr unbeholfenen Menelaus ins Schlepptau genommen, und sie hatten während der Zeit unserer kriegerischen Beschäftigung einen erfolgreichen Beutezug in einen der nächsten Orte unternommen und waren mit einer Gans und einem Kranz Knackwürste zurückgekehrt, welche Akquisition von uns mit grosser Genugtuung entgegengenommen wurde.

Auf meine Frage, was die Sachen gekostet haben, machte mein guter Menelaus ein furchtbar dummes Gesicht und gab an, es nicht zu wissen, der Diener des Herrn Hauptmanns könne Bescheid geben, welcher seinerseits sich wieder auf meinen Menelaus ausredete.

Nun, die Sachen waren einmal da und zurückschicken konnte man sie nicht, also wurden sie behalten, vertilgt und die beiden Burschen königlich belohnt, jedoch ernstlich verwarnt, derlei Sport zu wiederholen, da sie im Betretungsfalle sehr böse Erfahrungen machen könnten.

Abends erfuhren wir auch das Missgeschick, das unser

braves Brigade-Regiment Coronini Tags vorher bei Königinhof ereilt hatte.

Zehn Kompanieen unter dem prächtigen Obersten Stocklin waren in Königinhof von einer preussischen Gardebrigade (von Kessel) angegriffen worden, und hatten nach heldenmütigem Kampfe 22 Offiziere und 519 Mann verloren, darunter 10 Offiziere tot, unter ihnen wieder viele gute Freunde, so Hauptmann Marić, Oberleutnant Berger, der schöne Leutnant Sánta, Leutnant Wieser u. a.

Oberst Stocklin und Oberstleutnant von Hauenschild waren schwer verwundet in Gefangenschaft geraten.

Es war recht traurig! Diese fortwährenden Misserfolge, trotz der furchtbaren Verluste, es fing schon an deprimierend zu wirken.

Hiezu kam noch die Nachricht, dass Tags zuvor auch das 1. Korps und die Sachsen bei Jičin eine totale Niederlage erlitten hätten.

Die abends kolportierte Nachricht, dass die Truppen unserer Südarmee in Mailand eingerückt seien, hatte nur den Effekt, dass wir sie um ihre Führer beneideten.

Am Morgen des 1. Juli brachen wir auf.

Wohin, das erfuhren wir natürlich wieder nicht, das Einzige, was wir wussten, war zurück, immer zurück.

Wir setzten uns um 5 Uhr früh in Bewegung und marschierten und marschierten.

Nach etwa zwei Stunden passierten wir das Lager eines Regiments mit kirschroten Aufschlägen, da kommt ein Offizier auf uns zugestürzt und begrüsst uns, vom 1. Bataillon, aufs herzlichste, es war unser lieber früherer Kommandant, der jetzige Oberst Bogutovac, der mit seinem, dem 77. Infanterie-Regiment hier lagerte.

Er war ganz niedergeschlagen, sein Regiment hatte, „für Nichts und wieder Nichts“ wie er sagte, 46 Offiziere und 1300 Mann bei Skalitz verloren.

Wir setzten unseren Weg fort und marschierten, dann standen wir wieder stundenlang auf der Strasse, weil sich bald das, bald jenes Korps mit uns kreuzte, dann wieder „weiter“, wieder „halt“, kurz gesagt, wir marschierten zirka 17 Kilometer, teilweise im Kreis herum, von 5 Uhr früh bis 9 Uhr abends.

Das gesteht sogar das Generalstabswerk zu!

Daher die Ausdrücke: Heeresleitung, Führung, Marschtableau, Instradierung u. s. w., u. s. w.

Von diesem Herumlungern auf den Strassen ermüdeter, als von einem fliessend durchgeführten Marsche von 40 Kilometern, langten wir endlich in unserem Lager bei Nedjelišt an.

Tags darauf war das erste, dass ein grosser Befehl verlautbart wurde, in welchem auf die unumgängliche Notwendigkeit frisch angestrichener Riemen, reiner Halsstreifen und glattrasierter Gesichter, zur endlichen Erreichung eines Erfolges über

unsere Gegner, hingewiesen wurde. Der Tag sei daher zur gründlichen Reinigung von Mann und Material anzuwenden.

Es verlautete gerüchtsweise, die Armee ginge morgen den 3. Juli nach Pardubitz hinter die Elbe zurück, und dort solle die Entscheidung fallen.

Ich übernahm von meinem Freunde Leutnant Naldrich die Bataillons-Inspektion, die eigentlich nicht viel zu tun gab, ausser dass alle Augenblicke neue Adjustierungsbefehle von der Brigade an die Tagschargen des Bataillons zu verlautbaren waren.

Im Laufe des Vormittags ereignete sich ein Vorfall, der jeden nur halbwegs fühlenden Menschen tief empören und mit Ekel erfüllen musste.

Was die Stockstreiche anbelangt, waren wir ja an derlei Anblicke gewöhnt, und die Gewohnheit stumpft bekanntermassen ab.

Wenn wir nun auch, wenigstens die meisten unter uns, nicht für diese Strafweise schwärmten, so hielt sie jeder doch für notwendig, natürlich unter gewissen Voraussetzungen; aber diese Prügelszene am Vormittag des 2. Juli war einfach eine Niederträchtigkeit.

Neben uns lagerte die Brigade Erzherzog Josef, und der hohe Herr in seiner gewöhnlichen Anspruchslosigkeit mitten unter seinen Leuten.

Um ihn doch halbwegs unter Dach zu bringen, hatten die Jäger seiner Brigade zwei mächtige Scheunentore ausgehoben und im Triumph ins Biwak geschleppt, wo sie ihrem geliebten Brigadier eine Behausung zurecht richteten.

D a s fand jedermann ganz natürlich.

Ein paar Köche des Regiments, ich glaube sie waren vom 3. Bataillon, die das Kunststück zuwege bringen sollten, die Menage ohne Brennholz zu kochen, sahen das Vorgehen der Jäger und resumierten, eigentlich ganz logisch, wenn es diesen gestattet ist eine halbe Scheune fortzuschleppen, müsse es ihnen selbst doch auch gestattet sein, zum Kochen, also eigentlich zu ihrem Dienste, ein paar Stückchen Holz zu nehmen, wo sie es fänden.

Ein in der Nähe befindlicher Lattenzaun schien ihnen für ihre Zwecke besonders geeignet, und die harmlosen Menschen machten sich über diesen her, um ihren Bedarf an Feuerungsmaterial zu decken.

Während sie bei der besten Arbeit sind, kommt der „Korps-Gewaltige", wie der damals bei jedem Korps eingeteilte Chef der Feldgendarmerie genannt wurde — das Armeekommando hatte einen sogenannten „General-Gewaltigen" — des Weges geritten, sieht sie, fragt gar nicht, um was es sich handelt, arretiert sie und schickt sie mit einem seiner Schergen ins Lager, versehen mit einem Check auf 40 Stockstreiche.

Mit der Stellung des General-, respektive Korps-Gewaltigen waren fürchterliche und ganz ungerechtfertigte Strafrechte verbunden.

Man wählte dazu gewöhnlich als sehr scharf und rücksichtslos bekannte Stabsoffiziere oder Rittmeister meistens von der Gendarmerie. Bei den Truppen hatten sie einen Beinamen, den ich lieber nicht wiederhole; auch wich man dem ausserdienstlichen Verkehr mit ihnen gerne aus, und gesucht wurde dieser gar nie.

Gegen eine Strafverfügung des Korps-Gewaltigen, also zum Beispiel gegen einen derartigen ganz ungerechtfertigten Gewaltakt wie der vorliegende, konnte nicht einmal der Regimentskommandant protestieren, und so wurde denn das Regiment stellig gemacht, die fünf armen Teufel, die eigentlich gar nicht wussten wofür, wurden über ebensoviel Trommeln gelegt und ohne Gnade und Barmherzigkeit, am Tage vor der Schlacht, zur Hebung des guten Geistes, der kriegerischen Begeisterung und des soldatischen Opfermutes, abgeprügelt wie die Hunde.

Da wurde keine Rücksicht auf gute Konduite, lange Dienstzeit, früher mitgemachte Feldzüge etc. genommen, es wurde geprügelt.

Es war mehr als ekelhaft!

Nachmittag rückten die Schwarzenberg-Ulanen neben uns ins Biwak, bei denen ich meinen Kalksburger Kollegen, den Grafen Max Hoyos, als Rittmeister, und meinen Jugendfreund Dlauhowszky als Oberleutnant, — er war Tags zuvor avanciert, — wiederfand.

Wir freuten uns aufrichtig des Wiedersehens.

Kurze Zeit später marschierte eine Kolonne sächsischer Infanterie an uns vorbei. Die Leute sahen prächtig aus, sie hatten am 29. Juni bei Jičin gekämpft und grosse Verluste erlitten.

Hinter ihnen kamen vier Wagen preussischer Marketender, welche durch eine Patrouille unseres Regiments gefangen worden waren. Sie waren, ich weiss nicht mehr wo, einkaufen, hatten sich am Rückwege verirrt und waren unseren Leuten zur Beute geworden. Sie wunderten sich sehr, dass ihre Eskorte nicht den geringsten Versuch machte ihnen etwas abzunehmen, und sagten ganz aufrichtig, so gut wären sie bei ihren eigenen Leuten nicht durchgekommen.

Sie machten ein ganz gutes Geschäft und verkauften alles, was sie hatten. Ihr Geld liess man ihnen auch, aber Wagen und Pferde wurden natürlich zurückbehalten und sie selbst dann mit verbundenen Augen über die Vorpostenlinie eskortiert und dann laufen gelassen.

Ich kaufte mir eine Flasche königlich preussischen Doppelkümmel und 10 Stück Virginia-Zigarren.

Nachdem ich meinen Einkauf in Sicherheit gebracht hatte, wurde mir eine aufrichtige Freude zuteil.

Einer meiner besten Freunde des Regiments Coronini, der Regimentsadjutant Oberleutnant Basil Stankovic, von uns jungem Volk nur der „Onkel Basil“ genannt, kam zu uns ins Lager und suchte mich auf. Als er mich erblickte rief er mich an; ich

drehe mich um und eile ihm entgegen, rufend: das ist schön von dir, Onkel, dass du mich besuchst.

Er drückte mir die Hand und sagt: „Mir ist etwas Angenehmes passiert, und da wollte ich nicht versäumen es meinem lieben Neffen gleich mitzuteilen, da schau einmal her."

Mit diesen Worten knöpfte er seinen Mantel auf, und auf dem Kragen seines Waffenrockes funkelte ein dritter Stern. Er war eben Hauptmann geworden und gleich gekommen mir es mitzuteilen.

Seine Beförderung und die wirklich rührende Aufmerksamkeit, mich gleich persönlich davon in Kenntniss zu setzen, freuten mich sehr, und ich gratulierte ihm wirklich aus vollstem Herzen.

Seiner Einladung, mit ihm in sein Lager zu kommen, konnte ich der Inspektion wegen keine Folge leisten, doch tranken wir bei uns eine Flasche Wein zur Feier seiner Beförderung.

Nach zwei Tagen erfuhr ich, dass mein teurer Onkel Basil gefallen war!

Es ist doch eigentlich etwas Entsetzliches, so ein Krieg!

Wie mein Tagebuch besagt, spielten wir abends mit unseren Brigade-Jägern — den Dreizehnern — „halb Zwölf". Natürlich lauter leichtsinnige Leutnants, hatten wir doch am selben Tage, nachdem wir den ganzen 1. Juli im Königreiche Böhmen spazieren geführt worden waren, erst unsere Gage gefasst, von der mir samt Kriegszulage 48 fl. $34^{5}/_{10}$ kr. nach allen Abzügen auf der Hand geblieben waren.

So musste ich zum Beispiel, da ich am 1. Mai Leutnant I. Klasse geworden war, für zwei Chargen Beförderungstaxe zahlen, und zwar von 40 fl. Gage 4 fl. 39 kr.

Den Gagezettel, datiert vom 2. Juli 1866, besitze ich noch, allerdings in sehr ramponiertem Zustande, aber er ist mein einziges Andenken an meinen braven, Tags darauf gefallenen Hauptmann, drum halte ich ihn hoch in Ehren.

Mein Tagebuch sagt vom 2. Juli abends: „Es fängt zu regnen an, gute Nacht."

Der 3. Juli war angebrochen, ohne dass wir ahnten, welch ereignis- und verhängnisvoller Tag uns bevorstehe.

Die ganze Nacht hatte es geregnet und morgens, als ich aufstand, es mochte etwa halb sechs Uhr gewesen sein, war der Regen in ein unangenehmes kaltes Nebelreissen übergegangen.

Über der ganzen Gegend hing schweres Gewölk, und dichte Nebelschwaden behinderten jeden weiteren Ausblick.

Da wir trotz unserer Laubhütte ziemlich durchnässt und durchgefroren waren, liess mein Hauptmann unsere Weinration in einem Kochkessel wärmen, eine Handvoll Zucker hinein, und der kriegsmässige Glühwein war fertig.

Trotz der Einfachheit seiner Konstruktion bekam er uns gut und wärmte uns wenigstens ordentlich aus.

Um diese Zeit war noch alles ruhig und wir glaubten noch sicher an unseren Rückzu[illegible] Pardubitz.

Mein Hauptmann schien mir verstimmt zu sein, und als ich erwähnte, es wäre interessant zu wissen, wo wir heute wieder herummarschieren und schliesslich lagern würden, sagte er mit einer ganz eigentümlichen Betonung: „Gott weiss, wo heute Nacht mancher von uns schlafen wird."

Er musste entschieden auch eine Ahnung seines bevorstehenden Endes gehabt haben.

Gegen halb acht Uhr wurde im Westen wieder ein Geschützkampf vernehmlich.

Ich hatte gerade mein Tagebuch in der Arbeit und in diesem steht:

„3. Juli Kanonendonner westlich. Man sprach doch vom Rückzug gegen Pardubitz?"

„Reischach und Este*) marschieren bei uns vorüber."

„Die Kanonen brummen ärger — sollte es zu etwas kommen?"

„In Gottes Namen! Hoffentlich haben wir heute mehr Glück als früher."

„Es wäre höchste Zeit, die Herren Preussen einmal zu klopfen."

„Es bläst Alarm — nun werden wir sehen, was es Neues gibt."

Hiemit schliesst mein Tagebuch ab und später konnte ich nur kurze Bemerkungen und Schlagworte notieren.

Anfangs hatten wir der Schiesserei im Westen nicht viel Bedeutung beigemessen, da es ja in den letzten Tagen alle Augenblicke in unserer Umgebung geknallt hatte, aber das Feuer wurde intensiver, und nach acht Uhr wurden wir alarmiert.

Der Brigadier hielt uns eine schöne Rede über die Erfahrungen der letzten Gefechte, welche durchaus nicht hinderten, dass wir kurz darauf in derselben ungeschickten Weise vorgeführt wurden, wie alle anderen Truppen in den früheren Affairen.

Da Oberleutnant Graf Kielmannsegge als Kommandant zur 6. Kompanie transferiert worden war, kam ich an den Oberleutnantsplatz der Kompanie, das ist auf den rechten Flügel derselben.

Nun begann unser Vormarsch querfeldein, durch hohe Getreidefelder, über den aufgeweichten Boden; es war ein nichtswürdiges Marschieren, auch wurde keine bestimmte Direktion eingehalten, bald gings rechts, bald links.

Endlich gingen wir in die Gefechtsformation, die damals gebräuchliche Divisions-Massenlinie über, dadurch gelangte ich, am Oberleutnantsplatz der 2. Kompanie befindlich, auf den

*) Reischach und Este, die Infanterie-Regimenter Nr. 21 und 32. Beide des 8. Korps. Bei Reischach diente mein Bruder. Als ich mich nach ihm erkundigte, erfuhr ich, dass er auf Vorposten sei und sein Bataillon würde in Kürze nachrücken. Tatsächlich wurden dieses und ein Bataillon von 32., welche den Befehl zum Einrücken vom Vorposten verspätet erhalten hatten, in den Angriff des 4. Korps auf den Swiepwald verwickelt und schlossen sich der Brigade Poekh an. Mein Bruder wurde hier schwer verwundet.

äussersten rechten Flügel des Regiments, wo ich doch einige Übersicht hatte.

Die Brigade rückte in zwei Treffen vor, das Regiment Coronini Nr. 6 im ersten, das Regiment Nr. 61 im zweiten, und zwar 1., 3. und 2. Bataillon.

Das 13. Jäger-Bataillon war abgetrennt.

An dem Feldweg, der von Maslowied nach Chlum führt, hiess es „Halt". Wie ich mich umschaue, steht zu meinem Entsetzen mein braver Menelaus, die Packtasche am Rücken, neben mir, der statt zurückzubleiben wie die andern Offiziersdiener, ohne mein Wissen mitmarschiert war und den ich jetzt erst hier entdecke.

„Ja, was wollen denn Sie hier?" frage ich ihn ganz erstaunt.

„I bitt, i möcht beim Herrn Leutnant bleiben," erwiderte er.

„Ja, aber das ist ja ein Unsinn, lieber Freund," sagte ich ihm, „was wollen Sie denn im Gefecht anfangen? Gehen Sie zurück!"

Nun fing der treue Bursche wirklich zu heulen an und sagte, wenn mir etwas geschehe, müsse er doch bei der Hand sein.

Ich hatte eine Riesenarbeit, dem braven Kerl auseinanderzusetzen, hier sei er im Wege, er solle den Hauptverbandplatz des Korps aufsuchen, der sei in Nedjelišt, dort wo wir gelagert hatten. Dort hätte ich ihn zur Verfügung, wenn mir etwas geschehen sollte, während er hier selbst angeschossen werden könne und ich nicht nur nichts von ihm habe, sondern meine Packtasche dann auch zum Teufel ginge.

Endlich, aber erst auf meinen ausdrücklichen Befehl, zog er heulend ab und ging — richtig auf einen anderen Verbandplatz.

Nach kurzem Halt wurde das Regiment Coronini und unser zweites Bataillon zum Angriff auf Čistowes, wir zum Angriff gegen den Swiep-Wald disponiert.

Dadurch kamen wir nun auch ins Vordertreffen. Vor uns sahen wir im Nebel einen Wald, gegen den wir unsere Vorrückung fortsetzten, geschlossene Divisions-Massenlinie, ohne einen Plänkler vor der Front.

So gelangten wir, etwa 500 Schritt weitermarschierend, bald „Ziehung rechts" — bald „links" wieder an einen gerade vor unserer Front tief eingeschnittenen Feldweg, es war der von Maslowied nach Lippa führende.

Von hier aus wurden die Plänkler vor die Front geschickt. Sie gingen „in die Kette" über, doch kaum waren sie vorgegangen und die Divisionmassen setzten sich in Bewegung — wir waren vielleicht 4—500 Schritt vom Waldrand entfernt — begann von dort, durch ein paar Salven eingeleitet, ein Feuer als wäre die ganze Hölle losgelassen.

Zum Überfluss musste noch eine Frontveränderung nach rechts vorgenommen werden, bei der wir am rechten Flügel

natürlich fast unbeweglich stehen blieben und auf der Stelle im heftigsten Feuer die Schwenkung rechts vollführen mussten, wobei wir natürlich schon bedeutende Verluste erlitten.

Der Korporal Nr. 1, hinter mir, erhält einen Schuss mitten in die Stirn, fällt direkt auf mich, so dass er mich beinahe mit zu Boden reisst. Der Mann neben mir schreit auf und ruft mir in seiner Muttersprache rumänisch zu: „Herr Leutnant, ich bin verwundet!“ „Geh' zurück, wenn du kannst,“ antwortete ich ihm. In dem Moment stürzt er leblos zusammen.

Endlich ist die Frontveränderung vollführt und nun gings unter donnerndem „Hurrah“ im Laufschritt vor.

Major Villa zu Pferd vor dem Bataillon, damals wäre es keinem Berittenen eingefallen im feindlichen Feuer abzusitzen, stürzt mit diesem zusammen — es ist ihm unter dem Leib erschossen — er rafft sich auf und stürmt zu Fuss vor dem Bataillon weiter.

Hauptmann Brecht, der berittene Hauptmann des Bataillons*) hat dasselbe Schicksal, auch er springt auf, und vorwärts gehts gegen den Waldrand.

Mein Hauptmann fällt tot aufs Gesicht und rührt sich nicht mehr; ich sehe es, jetzt ist keine Zeit zu trauern, ich springe vor die Kompanie und vorwärts, nur um Gotteswillen vorwärts, so rasch als möglich an den Feind! Das Feuer ist geradezu entsetzlich!

Wir sind vielleicht noch dreissig Schritte vor dem unglückseligen Wald, wir sehen, die Preussen fangen an die Lisiére zu räumen, da erhalte ich einen heftigen Schlag gegen den linken Oberschenkel, dem ich anfangs keine Beachtung schenke und weiter vorgehe. Endlich ist der Waldrand genommen, da versagt mir der Fuss den Dienst, ich sehe nach, und richtig, ein Loch im Mantel, und als ich diesen zurückschlage, auch ein Loch in der Hose, das weisse Passepoil an derselben gerade durchschossen und die Hose bis in den Stiefel hinein blutig.

Ich melde Hauptmann von Brecht, meinem Divisions-Kommandanten, der eben in der Nähe stand, dass ich verwundet sei und zurückgehe, was er natürlich genehmigt, und humple zurück so gut es eben geht. Den Säbel hatte ich abgeschnallt und benützte ihn als Stock.

Das Pfeifen der Kugeln um die Ohren ist schon im Vorgehen keine sehr angenehme Musik, doch das gewöhnt man mit der Zeit und hört es kaum mehr; aber wenn man angeschossen ist und im Feuer zurückgeht, ist das Herumschwirren derselben von rückwärts direkt ekelhaft.

Trotz des noch immer heftigen Feuers im Walde gelangte ich glücklich bis an den vorerwähnten Hohlweg, in dem ich vor allen Dingen eine gedeckte Stellung bezog und mich überzeugte, was mit meinem Lauf eigentlich los sei.

---

*) Per Bataillon war der rangsälteste Hauptmann beritten.

Ich hatte den Schuss beiläufig eine Spanne ober dem Knie, und da ich nur eine Wunde entdeckte, musste die Kugel offenbar noch im Beine stecken, doch wie ich mit grosser Beruhigung konstatierte, war der Knochen ganz, und das war die Hauptsache.

In dem Feuer im Walde trat ein Stillstand ein, es liess ziemlich nach, und nur hie und da pfiff ein Projektil über den Hohlweg; ich benützte diesen günstigen Moment und machte mich auf den Weg nach dem Hilfsplatz.

Ich begegnete auf dem Wege dorthin einen Soldaten des Regiments Nr. 80, der sich erbot mich zu führen, was ich dankend annahm.

Der Mann war unverwundet, das Regiment gehörte zum 2. Korps, wie er auf einmal in diese Gegend kam, „so mutterseelen allein", war mir in diesem Momente natürlich ganz Wurst, im Gegenteile, ich war froh, dass er da war.

Unterwegs kam von rückwärts Hauptmann Strimitzer, Kommandant der 3. Kompanie, an mir vorüber, er marschierte mit einem Streifschuss an der Ferse, verhältnismässig recht flott, und doch hat ihn diese ganz ungefährlich scheinende Wunde nach drei Jahren getötet.

Endlich erreichten wir den Hilfsplatz, auf dem ich, nebst anderen zahlreichen Verwundeten, auch meinen Nährvater aus meiner letzten Kadettenzeit, einen braven alten Oberjäger des 13. Jäger-Bataillons vorfand, der, obwohl selbst ziemlich schwer verwundet, mir gleich zurief: „Jeses, Herr Leutnant auch da, auch schon verwundet?"

„Ja, lieber Alter, mich haben sie auch angeschossen, warum sollten sie gerade auf mich Rücksicht nehmen!"

Der gute Alte hatte mich nämlich die letzten Monate, ehe ich Offizier wurde, in Verpflegung übernommen. Unsere Kompanieen grenzten in ihrer Dislokation am Spielberg aneinander, und da bemerkte ich, dass die Jäger, das Bataillon war damals böhmisch, eine sehr gute, schmackhafte Menage hatten, während unsere Rumänen ganz nichtswürdig kochten.

Ich bat ihn daher, bei seiner Kompanie menagieren zu dürfen, was er mir bereitwilligst zugestand.

Ich habe ihn nie wieder zu Gesicht bekommen.

Mittlerweile hatten sich meiner die Doktors bemächtigt, meinen Fuss untersucht und mich, mit einem Notverband versehen, auf den Hauptverbandplatz expediert.

Ich musste eine hübsche Strecke gehen, endlich ging es fast nicht mehr, und da eben zwei Blessiertenträger mit einer Trage daher kamen, liess ich mich aufladen und zurücktragen.

Der Hauptverbandplatz des 4. Korps war in dem, ich glaube, Hohenlohe'schen Schlosse in Nedjeliśt etabliert.

Ich stieg von meiner Trage herab, und der erste, der mich in Empfang nahm, war mein lieber guter Regimentskaplan Bojtór. Er sowie sein katholischer Kollega, Pater Horváth, waren

im vollen Ornat. Mein guter Gott, auch sie erhielten hier an dieser Stätte des Jammers und Grausens Arbeit genug!

„Gyuri, mein Gyuri, bist du auch da, was fehlt dir, bist du schwer verletzt?“ begrüsste mich der alte Mann mit Tränen im Auge.

„Setereasca Parintie,“ rief ich ihm zu, „'s is hoffentlich nicht arg, einen Schuss in den linken Lauf hab ich bekommen.“

Ich fragte nach meinem getreuen Menelaus, der war aber natürlich nicht hier.

„Jetzt, mein Gyuri, komm nur gleich zum Arzt,“ sagte Bojtór, und er fasste mich bei einem Flügel, Pater Horváth beim anderen, und so eskortierten sie mich in einen grossen Saal, an welchem zwei oder drei Betten, nur mit Matratzen belegt, standen und als Operationstische benutzt wurden.

Eines bleibt wahr, ein Schlachtfeld ist ein grauenhafter Anblick, aber das reinste Stilleben, ja die reinste Idylle gegen einen grossen Verbandplatz; da ist's wahrhaft fürchterlich.

Trotzdem ununterbrochen Sanitätswagen verkehrten und die bereits verbundenen Verwundeten abschoben, war doch das Schloss mit solchen ganz überfüllt, in allen Räumen bis unters Dach wurde operiert, amputiert und verbunden.

Im unteren Saale hatten sich die Doktoren unserer Brigade etabliert.

Die Regimenter waren damals sehr spärlich mit Ärzten dotiert. Wir hatten den Regimentsarzt Dr. Kreutzer und den Oberarzt Dr. Zavadsky, die in Nedjelišt, und zwei Unterärzte*), die am Hilfsplatz in Verwendung standen, das für einen Stand von fast 3000 Mann.

Die im Saale befindlichen Ärzte sahen schauderhaft aus. Sie hatten die Waffenröcke ausgezogen, die Hemdärmel in die Höhe geschoben und walteten so mit blossen Armen ihres blutigen Amtes.

Der ganze Saal, Tische, Betten, der ganze Fussboden, alles war voll Blut und blutiger Uniform- und Wäschefetzen; es war kein beruhigender Anblick, der sich hier dem Verwundeten bot, der an diesen Ort des Jammers gebracht wurde.

Als mich meine zwei Patres angeschleppt brachten und ich den Saal betrat, sah ich auf einem Fauteuil den unteren Teil einer Generalshose liegen, und fragte: „Oho, ein General war auch schon da?“

„Jawohl,“ sagte Regimentsarzt Dr. Kreutzer, der eben mit dem Verbinden eines Verwundeten fertig geworden war, „und zwar unser Korpskommandant selbst, ein Sprengstück einer Granate hat ihm den linken Vorfuss abgerissen; na, und was ists mit Ihnen, Herr Leutnant? Lassen Sie sehen!“

*) Unterärzte, solche die nur die niederen medizinischen Studien hatten und keine graduierten Ärzte waren, entsprechend den sog. „praktischen Ärzten“ im Zivil. Sie hatten die Leutnants-Distinktion und auch deren Gebühren.

Ich wurde nun auf eines der Betten gelegt, das Beinkleid herabgezogen, und nun begann das sehr angenehme Untersuchen der Wunde mit der Sonde.

Nachdem das Projektil, welches um den Knochen herumgegangen war, so sass, dass es beim Schusseingang nicht extrahiert werden konnte, wurde ich freundlichst eingeladen mich auf den Bauch zu legen, und nun begann die liebliche Prozedur des Herausschneidens der Kugel.

Sehr angenehm, ich kanns versichern!

Genug an dem, die Operation wurde rasch und geschickt durchgeführt und mir die Kugel ausgefolgt, die heute noch in meinem Besitze ist.

Nach beendeter Operation wurde ich sorgfältig verbunden und durch ein, mir von meinem guten alten Bojtór gespendetes Glas Wein gestärkt und, eine ebenfalls von ihm stammende Zigarre rauchend, wartete ich auf das Abgehen eines Sanitätswagens und befand mich den Verhältnissen angemessen recht wohl.

Endlich war ein solcher Marterkasten bereit und wir wurden hineingeschoben.

Meinen linken Stiefel, den ich des schmerzenden Fusses wegen nicht anziehen konnte, hatte ich bei den Laschen an einem Mantelknopf befestigt, den Csako auf dem Kopf; ansonsten blutig und kotig, muss ich eigentlich recht hübsch ausgesehen haben.

Meinen Säbel suchte ich noch unmittelbar vor der Abfahrt, aber vergebens. Es war eine sehr schöne Drahtklinge, die ich mir für den Feldzug extra gekauft und noch vor der Schlacht mit neuen Goldsorten versehen hatte, was wohl auch der Grund seines Verschwindens gewesen sein mochte; man sagte nämlich damals dem Krankenwartpersonale nach, sie hätten gestohlen wie die Raben.

Ich wills nicht auch behaupten, aber mein Säbel war und blieb weg. Als wir eben in den Wagen transportiert wurden, brachte man den Major Eisler des 37. Regiments, durch die Brust geschossen, im sterbenden Zustande ins Schloss.

Alle Nachrichten, die bis jetzt vom Schlachtfelde eintrafen, lauteten günstig.

Wir fuhren nun unserer Sechs, nämlich vom Regiment Coronini die Leutnants Simic und Zivanovic, Kadett Tunka von meinem Regiment, ein Oberleutnant vom 17. Jäger-Bataillon, ein Leutnant, auf dessen Regiment ich mich nicht mehr erinnere, und meine Wenigkeit, in der Richtung gegen Königgrätz fort und wurden in einem Dorfe, ich glaube es war Kuklena, vor einem langen stockhohen Gebäude abgeladen, hineintransportiert und in ein grosses, mit vielen Betten ausgestattetes Zimmer gebracht.

Ich kroch denn nun auch in eines dieser Betten und schlief gleich darauf fest ein.

Ich konnte noch nicht lange geschlafen haben, als mich ein Heidenspektakel weckte.

Das Geschrei: „Die Schlacht ist verloren, die Preussen kommen, die ganze Armee ist zersprengt“ und andere Schreckensrufe bewirkten, dass ich sehr rasch munter wurde, in meine Kleider fuhr, und trotz aller Schmerzen in meinem linken Fuss auch den Stiefel anzog und machte, dass ich hinauskam.

Glücklicher Weise stand ein Sanitätswagen bereit, in dem auf der einen Seitenbank ein schwerverwundeter Oberleutnant vom Infanterieregiment 26, ein Italiener, lag und furchtbar stöhnte, die andere Seitenbank nahmen wir unser drei, darunter der schon erwähnte Kadett Tunka ein, und fuhren ab. Die damaligen Sanitätswagen waren das Zweckwidrigste, was in dieser Richtung existierte, schwer und massiv gebaut, auf harten Federn, die keinem Stosse nachgaben, waren sie für Gesunde schon ein Folterinstrument erster Güte, nun erst für Verwundete. Im Innern waren an den Längenseiten Bänke mit steinhartem Leder überzogen, ohne sonstige Polsterung angebracht, zwischen welche ein Brett geschoben und das Ganze mit einer Matratze belegt wurde, wenn es sich um den Transport Schwerverwundeter handelte.

Bei der Wirtschaft am 3. Juli hätte wohl so ein Schwerverwundeter ein sehr hoher Herr sein müssen, um auf diese Art transportiert zu werden.

Lange dauerte unsere Reise nicht.

Als wir auf die Chaussee kamen, die nach Königgrätz führt, fluteten schon Teile der geschlagenen Armee daher, alles durcheinander. Seitwärts der Strasse über ein Feld kamen ein paar Hundert Kürassiere in einem Tempo zurückgerast, als ritten sie die schneidigste Attacke der Welt, Trainfuhrwerke aller Art waren auf- und seitwärts der Kommunikationslinien in einen unentwirrbaren Klumpen ineinander gefahren, die Fahrer schrieen und fluchten, anwesende Fuhrwesens- und Proviantoffiziere kommandierten, disponierten und fluchten ebenfalls — jedoch erfolglos — in allen Sprachen unserer Monarchie; dazwischen kamen schon Haufen von Infanterie, ungeordnet, aus allen Regimentern der Nordarmee bunt zusammengewürfelt, die eiligst ihres Weges zogen, um den gefürchteten Preussen zu entgehen. Es herrschte eine Konfusion und eine Panik, die ganz unbeschreiblich ist.

Es war ein furchtbar deprimierender Anblick, und ich dachte mir: in dieses Chaos nur ein preussisches Kavallerieregiment, und alles streckt die Waffen.

Lange über die Situation Reflexionen anzustellen, blieb mir übrigens keine Zeit, denn auf einmal stand der Wagen still mitten in diesem höllischen Trubel, dann ein Ruck, unser Vehikel neigt sich zur Seite und liegt im Strassengraben.

Wir kollern übereinander, der arme Oberleutnant von 26 brüllt vor Schmerz; mein guter Gott, von uns kann keiner dem anderen helfen, und in dem engen Wagen haben wir alle

Hände voll zu tun, uns auseinander zu finden und die Tür unseres Marterkastens zu öffnen, was endlich gelingt, so dass wir mit Mühe und Schmerzen hinauskriechen können und eben noch sehen, wie der Fahrsoldat die Pferde abspannt, sich auf eines setzt und zum Teufel reitet, während der Begleitmann des Wagens, ein tapferer Sanitätssoldat, einfach davonrennt.

Kaum auf der Strasse, kommen wir gleich in ein furchtbares Gedränge, so dass wir Wageninsassen sofort vollständig von einander getrennt wurden.

Die Strasse führte über das Glacis von Königgrätz, an eine über den Festungsgraben — der so wie die ganze Umgebung tief unter Wasser gesetzt war — gebaute Brücke, an deren jenseitigem Ende das eine Tor der Festung lag, das aber geschlossen war.

Das Generalstabswerk sagt im 3. Band, Seite 374:

„Dem wirren Strome von Menschen, Pferden und Fuhrwerken fehlten genügende Abflusstore . . . . . .

. . . . . Auch blieben die Tore der Festung infolge der vom Armeekommando erlassenen Disposition längere Zeit verschlossen und der ganze, ungeheuere Strom des Heeres, der sich gegen die Festung ergoss, musste sich seitwärts derselben mühsam den weiteren Weg durch das Inundationsterrain suchen."

„Dieser Raum ward dem Heere verderblicher als die Schlacht!"

„Hier löste sich die Ordnung!" u. s. f.

Ja, hier löste sich die Ordnung! Viel war ohnehin nicht vorhanden.

Hier konnte man sich beiläufig einen Begriff von den Szenen beim Übergang über die Beresina machen.

Über die erwähnte Brücke strömte die Masse dem Festungstor zu, welches geschlossen blieb, trotzdem man den ganzen Jammer von dort aus sah; von rückwärts drängte alles nach, und was sich auf der Brücke befand, war komplett festgekeilt. Es müssen hier eine Menge Leute erdrückt worden sein, es war ein Geschrei, ein Gebrüll, das nicht mehr menschlich klang! Endlich gab das eine Geländer dem furchtbaren Drucke nach, und ganze Massen stürzten in den tief mit Wasser gefüllten Festungsgraben, um nicht lebend wieder herauszukommen. Es war grässlich!

Ich habe diese Szenen aus nächster Nähe mit angesehen, denn nur dadurch, dass die Brücke bis ans diesseitige Ufer vollständig vollgestopft war, entging ich dem Schicksal auch dorthin gedrängt zu werden.

Ich war hilflos von dem Menschenstrome umschlossen und musste eben mit, wohin immer er sich ergoss.

Durch das Drängen und Stossen, und wohl auch weil ich meines verwundeten Fusses wegen immer nach links nachgab, sah ich mich auf einmal knapp am Rande des innundierten Grabens, ein paar kräftige Stösse von rechts und ich lag rettungslos unten! Ich sah schon den Moment vor mir!

Mein Schimpfen, Bitten, ja Befehlen, alles war umsonst!

Befehlen, lächerlich — in dieser Debandade befehlen! Aber man versucht eben alles, wenn es Einem an den Kragen geht!

Leute, an welche ich mich anklammerte, um nicht in den Graben geworfen zu werden, schüttelten mich ab, einen Stock als Stütze hatte ich nicht, ich war ganz dem Zufall anheimgegeben, da, es war allerhöchste Zeit, erblicke ich neben mir einen sächsischen Oberleutnant mit gelben Aufschlägen, der mit etwa zwanzig seiner Leute auch mit dem Menschenstrome schwamm.

Ich sprach ihn an: „Herr Kamerad, bitte helfen Sie mir, sonst liege ich gleich da unten im Graben, ich habe einen Schuss im Fuss und kann kaum mehr weiter!“

Er wendet sich zu mir: „Verwundet, Herr Kamerad? Bitte geben Sie mir Ihren Arm. Leute, schafft ein wenig Raum,“ sagte er seinen Leuten, welche sofort einen sicheren Kreis um uns gebildet hatten und das allerärgste Gedränge mit ihren Gewehrkolben, so gut es eben ging, fernhielten.

Ich war gerettet.

Als hinter uns — wie konstatiert ist, ein paar Mann des bei der Nordarmee eingeteilten Grenz-Infanterieregiments — in unserer nächsten Nähe ihre Gewehre in die Luft abschossen, kann man sich unter den gegebenen Verhältnissen beiläufig einen Begriff machen, dass sich die ohnehin schon herrschende Panik zur vollständigen Besinnungslosigkeit steigerte.

Ein paar dieser Kerle wurden allerdings tatsächlich gelyncht, aber die erhöhte Konfusion war da, und was wäre aus mir geworden, hätte ich damals nicht schon meine Sachsen um mich gehabt.

Ich wäre wohl, so wie viele andere, rettungslos in den Festungsgraben gewandert!

So schwammen wir etwa eine Viertelstunde lang mit dem Menschenstrome, dann, wie es kam weiss ich heute noch nicht, befanden wir uns ausserhalb des Gedränges zwischen den Befestigungen, vor uns auch eine kleine Brücke über einen schmalen Graben, dann eine kleine Poterne, wieder eine kleine Brücke und dann wieder ein — natürlicherweise geschlossenes kleines Festungstor.

Zwischen den Befestigungen stand ein sächsischer Fahnenführer, der vor sich die Fahne in die Erde gepflanzt hatte, und bei ihm waren etwa 150 Sachsen.

Mein gütiger Freund und Retter sagte mir nun: „Herr Kamerad, hier steht unsere Fahne, hier müssen wir uns sammeln, und ich muss Sie leider verlassen. Aber Sie sind nun in absoluter Sicherheit; ich sehe dort auch noch ein paar Gestalten bei der zweiten Brücke, da wird es Ihnen wohl gelingen in die Festung und die notwendige Pflege zu kommen, also leben Sie recht wohl.“

Dass ich dem braven Kameraden aus vollstem Herzen dankte, bedarf wohl keiner besonderen Versicherung, nur verzeihe ich mir nie, dass ich in diesem Pêlê-mele so ungeschickt war,

ihn nicht genau um seinen Namen zu fragen. Eine oberflächliche Vorstellung mit dem gewöhnlichen Resultate, dass keiner weiss, wie der andere heisst, hatte wohl stattgefunden, aber ich hätte mich doch noch darnach erkundigen sollen. Aber wer diese Szenen, die sich da vor Königgrätz abspielten, erlebt hat oder sich nur halbwegs einen Begriff davon machen kann, wird meine Ungeschicklickheit nachsichtiger beurteilen.

Gleich nach seinem Eintreffen brachen die Sachsen auf und ich dachte mir so im Stillen, wie viele Fahnen hätte man aufstellen müssen, um unsere Krieger zum Stehen zu bringen.

Und doch! Drei Tage später, und die meisten unserer Regimenter waren wieder beisammen und in Ordnung. Aber am Abende des 3. Juli war nun einmal gar nichts zu machen, und wie schon erwähnt, eine preussische Verfolgung — und die Katastrophe war fertig!

Nun allein und mir selbst überlassen, rekognoszierte ich meine Umgebung und entdecke eine schwarze Gestalt am anderen Ende der Poterne, auf welche ich sofort zusteuerte und in die Nähe kommend, einen Feldpater konstatierte. In seiner Umgebung sassen einige meist leicht Verwundete, etwa acht bis zehn, die eben durch denselben Zufall wie er hiehergeraten waren und nun das kleine Festungstor, welches vor ihrer Nase gesperrt worden war, mit derselben Sehnsucht anstarrten — wie er!

Ich ging — respektive hatschte*) — auf ihn los, stellte mich ihm vor und er klagte mir in gar beweglichen Worten sein Leid.

Er gehörte zum 72. Infanterie-Regiment, war ohne sein Wissen und Willen mit in die wilde Flucht und ins Gedränge geraten und mitgerissen worden und, er wisse selbst nicht wie, hieher gelangt, wofür er Gott danke. Nun mache er hier schon seit einiger Zeit vergebliche Versuche, in die Festung zu gelangen, damit er darinnen rasten und morgen mit dem frühesten auf die Suche nach seinem Regiment gehen könne, von dessen Verbleib er natürlich keine Spur habe. Heute noch demselben ins Blaue nachzurennen, könne kein Mensch von ihm verlangen, denn er sei müde zum Umfallen.

Er war, wie mir vorkam, etwas ängstlicher Natur, aber ein guter, braver Mann, der sich meiner aufs Rührendste annahm und tatsächlich sein letztes Stück Brot und seinen letzten Schluck Wein mit mir teilte.

Gott segne ihn noch heute dafür, falls er noch lebt, denn ich hatte seit meinem Glühwein in der Früh und dem Glas Wein, das mir am Verbandplatz gereicht worden war, nichts zwischen die Zähne bekommen als ein paar Zigarren.

Es mochte schon gegen sieben Uhr abends gewesen sein, und wir hätten wohl die Nacht heraussen zugebracht, wenn

*) Austriacismus für „hinken".

nicht eine Tragbahre mit einem verwundeten höheren Offizier angelangt wäre, dem sich das Festungstor erschloss, bei welcher Gelegenheit wir auch um Einlass baten, der uns grossmütigst gewährt wurde.

Ich bin der festesten Überzeugung, dass man dem verwundeten Leutnant und den paar Soldaten den Eintritt verweigert hätte und dass wir nur dem geistlichen Kleide unseres gütigen Begleiters, der sich wacker für uns einsetzte, die Erlaubnis hiezu verdankten.

Wir wurden ins bischöfliche Seminar, welches zur Aufnahme Verwundeter hergerichtet war, gewiesen. Dort überlieferte mich mein guter Pater einem Regimentsarzt und zog, von meinem wärmsten Danke begleitet, von dannen.

Der Arzt brachte mich in ein Zimmer mit zwölf Betten, von welchen acht bereits belegt waren, und zwar mit Ausnahme eines, welches ein Oberleutnant des 8. Infanterie-Regiments inne hatte, sämtlich von sächsischen Offizieren.

Man wies mir ein Bett nächst einem Fenster zu. Mein Nachbar schlief. Er hatte, wie man mir sagte, einen Schuss durch die rechte Schulter. Alle übrigen Bewohner des Zimmers waren leichter verwundet.

Ich legte mich zu Bette und erhielt einen höchst wohltuenden frischen Verband und die sehr tröstliche Versicherung, dass ein solides Nachtmahl in absehbarer Zeit verabreicht werden solle.

Im Zimmer herrschte tiefe Ruhe, hie und da durch ein leichtes Stöhnen eines der Verwundeten unterbrochen, wir befanden uns alle unter dem Einflusse der körperlichen Müdigkeit und des deprimierenden Gefühls der erlittenen schweren Niederlagen.

Wir mochten etwa eine viertel oder halbe Stunde so zugebracht haben, da wurde die Zimmertür geöffnet und ein Leutnant vom Regiment „Martini“ Nr. 30 gebracht.

Der Mann sah aus, dass wir alle, doch an grauenvolle Anblicke ziemlich gewöhnt, trotzdem erschraken, kurz gesagt, er sah aus, als hätte man ihn beim Schopf genommen und in einem mit Blut gefüllten Zuber getaucht. Der Csako, den er auf dem Kopfe hatte, war durchschossen, das Gesicht direkt unkenntlich, eine blutige Masse, und doch war der junge Mensch trotz seines fürchterlichen Aussehens leidlich guter Dinge. Er grüsste freundlich, als er ins Zimmer trat, setzte sich unter allen Anzeichen grosser Ermattung auf sein Bett, nahm den Csako ab, und sagte: „Jetzt bin ich neugierig, wie viele Löcher ich im Leibe habe, ich habe keine Ahnung davon.“ Dabei öffnete er seinen ganz blutigen Mantel, unter dem ein tatsächlich roter Waffenrock mit einer darüberhängenden roten Feldbinde sichtbar wurde.

Nun kamen zwei Ärzte und ein paar Sanitätssoldaten und vor allem begann eine grosse Waschung, welche das Resultat

zutage förderte, dass der Leutnant fast lauter ungefährliche Streifschüsse, dafür aber deren „neun“ am Leibe hatte.

Der ärgste Schuss war der durch den Csako, der die Kopfhaut gestreift und zerrissen hatte, einer am linken Arm hatte ein Stück Fleisch mitgenommen, zwei waren nebeneinander auf der linken Schulter, die übrigen waren am ganzen Körper verteilt.

Auf den Mann musste eine Kompanie-Salve abgegeben worden sein.

Als er nun gereinigt und entsprechend verpflastert war, war er wieder ganz lustig, nur vom Blutverlust begreiflicherweise ziemlich geschwächt.

Endlich kam das versprochene, sehr zufriedenstellende Nachtmahl, und dann schlief ich herrlich, seit geraumer Zeit wieder einmal in einem ordentlichen Bett.

Morgens machte ich Toilette so gut es ging und legte mich wieder zu Bette, erhielt einen grossen Teller sehr schmackhafter Einbrennsuppe mit einer Semmel und zündete mir dann eine von den Zigarren an, welche mir mein guter Pater Bojtór vor der Abfahrt aus Nedjelišt mitgegeben hatte. Er hatte mir so ziemlich den ganzen Inhalt seiner voluminösen Zigarrentasche zugesteckt und Pater Horváth hatte ein Feuerzeug mit Lunte beigefügt.

Nun hielt ich mit mir selbst Kriegsrat, was nun eigentlich werden solle.

Hier bleiben und mich von den Preussen belagern lassen, war gerade nicht ganz nach meinem Geschmack, mein Hauptsinnen war natürlich darauf gerichtet, so rasch als möglich nach Hause zu meinen Eltern zu kommen, um bei ihnen gepflegt zu werden oder zum mindesten Brünn zu erreichen, wo ich bei meinen zahlreichen Bekannten jedenfalls gut aufgehoben wäre. Aber wie? — von einer Eisenbahnverbindung von hier aus war natürlich längst keine Rede mehr und in einem, spätestens zwei Tagen waren die Preussen vor der Festung, das war so sicher als wie das Amen im Gebet. Vielleicht geht noch ein Verwundeten-Transport von hier ab, dem man sich anschliessen könnte? Wenn die Ärzte kamen, wollte ich mich erkundigen.

Diese kamen auch bald darauf, wir wurden frisch verbunden und nach Beendigung dieser Arbeit sagte einer von ihnen: „Na, hier schaut's jetzt gut aus . . . Gestern abends hat man noch die Festungstore geöffnet und jetzt haben wir die ganze Stadt voll Verwundete und noch immer wachsen welche zu. Wenn das so fortgeht, haben wir in acht Tagen den Typhus und den Spitalsbrand und Gott weiss was noch alles herinnen.“

Auf diese, vielleicht nicht ganz ohne Absicht gesagten Worte begann nun eine allgemeine Flucht.

Wer nicht absolut marschunfähig war, machte dass er weiterkam.

Ich zog mich an, liess mir ein altes Leintuch schenken, das ich zusammenfaltete und mir statt der Fussbekleidung um den

linken Fuss wickelte, um nicht barfuss gehen zu müssen, denn in meinen Stiefel zu gelangen war mir ganz unmöglich, da jeder Versuch, das Knie zu biegen, mir ganz nichtswürdige Schmerzen verursachte.

Ich nahm diesen also vorsorglich unter den Arm und trat meine Pilgerfahrt an, die zu einer kleinen Odyssee werden sollte.

Es mochte zehn Uhr sein, als ich mich en marche setzte. Mein Glücksstern führte mich an der Küche vorbei, in die ich sofort eintrat und von einer mitleidigen Köchin ein Teller Suppe, dann ein tüchtiges Stück Schinken und zwei Semmeln zum Mitnehmen und einen ausser Dienst gestellten Besenstiel erhielt, welcher mir als Stab und Stütze dienen sollte.

Nach dieser Etappe setzte ich meine Reise fort.

IV.

Von Königgrätz nach Pressburg.

Ich setzte meine Reise fort, wohin? Ich wusste es eigentlich selbst nicht recht. Jedenfalls irgendwohin, wo ich Truppen finde, oder hauptsächlich zur Eisenbahn, irgendwo wird sie doch zu erreichen sein?

Ich hinke also aus der Festung hinaus, nachdem ich mich erkundigt hatte, welchen Weg ich einschlagen müsse, um meinen Zweck zu erreichen.

Allgemein hatte man mir gesagt, dass in Neuköniggrätz ganz bestimmt Truppen wären, also: Direktion Königgrätz!

Dass ich mit meinem hinkenden Fusse keine hervorragenden Marschleistungen liefern konnte, ist wohl einleuchtend, ich setzte mich daher, als ich die Festung hinter mir und die Strasse nach meinem vorläufigen Marschziele vor mir hatte, an den Strassengraben, um auszuruhen, und verzehrte mit grossem Behagen ein Stück Schinken und eine Semmel von den Liebesgaben der wackeren Köchin.

„Da kamen gezogen zwei Offiziere — die wollten nicht werden gefangen" — ein Jäger-Oberleutnant und ein Leutnant von den Ulanen.

Der erstere, Oberleutnant Fleischmann vom 30. Jäger-Bataillon hatte einen Schuss im Fuss, und der letztere, Leutnant Beck des 4. Ulanen-Regiments, war an einem Arm verletzt und trug diesen in der Schlinge; er war, wenn ich nicht irre, ein Neffe Sr. Exzellenz des gegenwärtigen Chefs des Generalstabs, ein geborener Badenser, und schwäbelte fürchterlich.

Die beiden Kameraden setzten sich zu mir, und wir hielten Kriegsrat, was nun zu tun wäre. Mein Vorschlag, vorderhand nach Neuköniggrätz zu pilgern, fand Anklang, und wir beschlossen bei einander auszuharren.

Während unserer Beratung kamen noch Leutnant Trampus des 11. Jäger-Bataillons und ein Kamerad des 80. Infanterie-Regiments, dessen Namen ich zu notieren vergessen habe, und der mir im Laufe der Jahre entfallen ist.

Beide waren leicht verwundet.

Auch sie schlossen sich uns an, und wir zogen nun fürbass gegen Neuköniggrätz, wo wir zu meiner grössten Freude die Reste des Regiments Coronini, eben zum Abmarsch bereit, antrafen.

Es waren im ganzen etwa 800 Mann beisammen, immerhin noch sehr viel nach den Riesenverlusten, welche dieses brave Regiment bei Königinhof und Königgrätz erlitten hatte: 64 Offiziere und 1409 Mann; davon 20 Offiziere tot.

Der einzige Stabsoffizier, der unverletzt geblieben, Major Kornberger, sass bereits hoch zu Ross und ihm zur Seite der neue Regiments-Adjutant, mein Freund Oberleutnant Häckel.

Ich wurde gleich erkannt und freundlichst begrüsst, doch als ich mein Anliegen um eine Hilfe, weiterzukommen, vorbrachte, sagte Major Kornberger: „Lieber Freund, ich hoffe, Sie sind überzeugt, dass ich alles für Sie tun möchte, was nur möglich ist, aber ich habe selbst gar nichts, das ganze Sanitätsmaterial ist beim Teufel, der Train des Regiments steckt weiss Gott wo, wenn ihn nicht auch die Preussen hopp genommen haben. Ich habe, wie Sie sehen, nicht ein einziges Fuhrwerk. Die Verwundeten, die hier beim Regiment sind, müssen auch alle zu Fuss laufen, so lange sie können, ich sage Ihnen, es ist ein Jammer, das hiesige Wirtshaus ist auch bis zum letzten Tropfen leer.

Aber trachten Sie bis zum nächsten Ort zu kommen, da gleich durch den Wald weiter, ich weiss nicht wie das böhmische Nest heisst, dort ist der Larisch mit Ihrem Regiment und hat den Befehl, die Versprengten des Korps zu sammeln, der wird Euch schon weiterhelfen.

Es tut mir leid, aber Sie sehen selbst, ich kann gar nichts tun."

Ich sah, der Mann hatte recht, er konnte uns mit dem besten Willen nicht helfen, ich bedankte mich daher für die Auskunft und sagte dann: „Herr Major, unter Ihrem Mantel schaut jemand heraus." Major Kornberger, ein sehr beleibter Herr, hatte den Radmantel umgehängt und gleich bei unserer Ankunft hatte ich entdeckt, dass eine abgekragelte Gans neugierig ihren Kopf unter demselben herausstreckte.

Er warf einen Blick hinunter und rief: Oh verflucht, ah sapperment! Ich dank schön, Herr Leutnant, wenn das Einer sieht, glaubt er am End, ich hab' die Gans gestohlen! Ah sapperment!

Er rief seinen Diener, welcher den Kopf der Gans amputieren musste, und ritt lachend davon.

Freund Häckel versicherte mich, er werde den Major Larisch von unserer Ankunft in Kenntnis setzen, damit für unsere Abtransportierung Vorsorge getroffen werden könne.

Doch hatte es das Geschick anders beschlossen, denn wir kamen gar nicht in den Ort, und überdies war zur Zeit, als das Regiment Coronini denselben passierte, Major Larisch bereits abmarschiert, wie ich später erfuhr.

Nun waren wir wieder verlassen!

Für alle Fälle machten wir noch einen Versuch mit dem „bis auf den letzten Tropfen leeren" Wirtshause, der von einem ganz leidlichen Erfolg begleitet war, denn es gelang uns noch drei Flaschen ganz guten Weines aufzutreiben, der uns sehr wohl bekam, und dann setzten wir unseren Marsch auf gut Glück fort, langsam, sehr langsam, Schritt vor Schritt, denn selbst unsere Gefährten, welche gesunde Beine hatten, waren von den Anstrengungen und Aufregungen des Vortages ganz hallali.

Neuköniggrätz liegt an der Nordwest-Lisière eines kolossalen Waldes, den eine Chaussee in der Länge von etwa fünf Kilometer durchschneidet. Wir tauchten nun ein in des Waldes Dunkel und zogen unseres Weges.

Nach kurzer Zeit sahen wir am Strassenrande eine höchst gemischte Gesellschaft lagern und rasten.

Es waren etwa zwanzig Menschen, dem Anzuge nach meist Bauern, einige im Kleide des Forstmannes und sogar zwei Geistliche unter ihnen. Geleitet wurde die ganze Gesellschaft durch eine verhältnismässig starke Eskorte des Infanterie-Regiments Reischach Nr. 21 unter Kommando eines Feldwebels.

Als ich nach dem Aufschlage das Regiment erkannt hatte, erkundigte ich mich bei dem Feldwebel vor allen Dingen, ob er meinen Bruder kenne, und um dessen Schicksal. Da erfuhr ich, dass jener zufälligerweise von der Kompanie meines Bruders, und dieser durch einen Schuss im Gesichte verwundet sei, doch sei die Wunde nicht schwer.

Wo dieser sich aufhalte, wisse er nicht, er glaube aber, er sei in Gefangenschaft geraten.

Auf meine Frage, was für eine Gesellschaft er hier eskortiere, sagte er es seien lauter Spione, die er — ich weiss nicht mehr wohin — zu bringen hatte.

Wenn man auch auf das Äussere eines Menschen nicht sein Urteil basieren darf, und ein höchst harmlos aussehender Mensch ein sehr gefährlicher Spion sein kann, so glaube ich doch nicht, dass unter dieser ganzen Gesellschaft auch nur ein einziger wirklicher Spion war.

Die Spionriecherei ging damals schon ins alberne, und die richtigen Spione hat man nicht erwischt, die sassen ganz anderswo.

Ich dankte dem Feldwebel für seine Auskunft und wir trollten uns weiter.

Nach einiger Zeit holten uns zwei Militärärzte, ein Ober- und ein Unterarzt ein, welche von ihren Truppen abgetrennt mit ihrem Dienste am Verbandplatze beschäftigt, sich davon gemacht hatten, als die Preussen kamen, um nicht in Gefangenschaft zu geraten, denn schlau wie immer, waren wir damals der Genfer Konvention noch nicht beigetreten.

Diesen beiden wackeren Männern und aufopfernden Kameraden sind wir alle zu grossem Danke verpflichtet.

Sie schlossen sich uns sofort an, obwohl sie ganz gesund

waren und schliesslich ruhig hätten weitergehen können, mit der Motivierung, sie suchen ihre Truppenkörper, doch als sie uns in unserer hilflosen Lage erblickten, blieben sie und hielten treulich bei uns aus.

Das erste war natürlich ihrerseits auch die Frage „wohin"?

„Aber meine Herren, sagte der Oberarzt, doch direkte an die Bahn nach Pardubitz, das ist die nächste Station, dort finden wir gewiss eine Gelegenheit weiter zu kommen"

„Also, Direktion Pardubitz, aber wer kennt den Weg?"

„Den werden wir schon finden, also allons!"

Hätten wir gewusst, dass Pardubitz von unserem Standpunkte 22 Kilometer entfernt lag, würden wir uns wohl hinter den Ohren gekratzt und einen Strikeversuch gemacht haben, denn 22 Kilometer bedeutete bei unserem Zustande einen Marsch von drei Tagen.

Doch unser alter Herrgott verlässt keinen braven Kriegsmann und nach kurzem Marsche hörten wir das Rollen eines uns näher kommenden Wagens.

„Halt, meine Herren, sagte der Oberarzt, ein Wagen. Wenn es nicht ein ärarisches Fuhrwerk ist, wird es requiriert und wenn der Erzbischof von Prag selbst drinnen sitzt, also weg von der Strasse".

Wir drückten uns in den Wald, und bald darauf kam ein grosser Leiterwagen, hoch beladen mit Kisten, Bett- und Hausgeräten in Sicht — Landleute, welche ihre bewegliche Habe vor den Preussen in Sicherheit bringen wollten.

Wie sie in unserer Nähe sind, stürzt unser Doktor-Kollegium mit gezücktem Schwerte aus dem Walde, fällt den Pferden in die Zügel und brüllt unisono ein donnerndes „Halt".

Daraufhin natürlich lautes Gekreische von Weiber- und energisches Fluchen von Männerstimmen auf dem Wagen.

Zwei Bauern sprangen ab und wollten sich zur Wehr setzen, aber nun traten auch wir fünf in Aktion, und da wir nun eine ganz respektable Räuberbande repräsentierten, verlegten sich die Bauern aufs Bitten.

Es war stockdunkel geworden, und sie wussten nicht mit wem sie's zu tun hatten, bis der Oberarzt, der ganz gut czechisch sprach, ihnen begreiflich machte, wir seien durchaus keine Briganten und hätten auch nicht die geringste Absicht ihnen Übles zuzufügen, aber den Wagen müssten wir haben, wir brauchten diesen nur bis Pardubitz, von wo er wieder unbelästigt zurückfahren könne, es seien hier fünf verwundete Offiziere, und sie würden einsehen, dass diese nicht hier auf der Strasse liegen bleiben könnten.

Er versprach auch eine entsprechende Entschädigung für die Benützung des Fuhrwerkes, welche wir sogleich mit zehn Gulden festsetzten. Hierauf wurde der Eigentümer des Vehikels zugänglicher und nach einigem Parlamentieren einigten sich beide Parteien dahin, dass der Wagen bis zum nächsten Hause

— dieses war ein unfern gelegenes Jägerhaus — fahren, dort die Habe der Leute ab-, uns aufladen und nach Pardubitz bringen solle.

Das alles wurde nun programmgemäss durchgeführt, nur mussten die biederen Landleute gleich vom Wagen herunter, wir kletterten hinauf und die Doktores schritten neben dem Kutscher, der Unterarzt mit gezogenem Säbel, der Oberarzt mit Leutnant Becks Revolver, um jedem Verrate wirksam begegnen zu können.

Beim Jägerhaus angelangt wurde abgeladen, wir erhielten reichlich Stroh, in das wir uns wie die Mäuse verkrochen, und fort gings dem Orte unserer Bestimmung zu.

Die guten Leute haben Wagen und Pferde wohl nie wieder zu Gesicht bekommen, — aber wie der Leser ersehen wird, hatten wir daran nicht die geringste Schuld. — C'est la guerre.

Wäre der Bauer selbst mitgefahren, statt sein Eigentum seinem Knechte anzuvertrauen, wäre er nicht im geringsten geschädigt worden.

So fuhren wir denn in die Nacht hinein, — Schritt für Schritt, denn ein rasches Fahren in einem Leiterwagen ist für Gesunde nicht sehr angenehm, — nun erst für Verwundete; — beim Kutscher hielt abwechselnd einer der beiden Ärzte die: „Inspektion" mit dem Revolver, um ihm allenfalsige unreelle Gedanken zu vertreiben.

Zeitlich früh, vor fünf Uhr langten wir in Pardubitz an, der ganze Ort lag in tiefster Ruhe, wie ausgestorben.

Am Bahnhofe bemerkten wir, als wir näher kamen, dasselbe. Das war höchst verdächtig, denn ein derlei Objekt macht sich schon von weitem durch den mit dem Betrieb verbundenen Spektakel bemerkbar.

Wir blieben in einiger Entfernung stehen, unser kluger Oberarzt ging rekognoszieren und kam mit der bösen Nachricht wieder, von einer Weiterbeförderung von hier aus — keine Spur; das gesamte rollende Material abgeschoben, am Bahnhof eine Menge Verwundete. in Chrudim fänden wir bestimmt noch die Gelegenheit fortzukommen.

Also auf nach Chrudim.

Diese durch die Verhältnisse bedingte Änderung unseres ursprünglichen Programms hatte natürlicherweise auch neue Unterhandlungen mit unserem Kutscher notwendig gemacht, der sich entschieden weigerte weiter zu fahren; doch der Revolver, mit der eröffneten Aussicht ohne weitere Zeremonien über den Haufen geschossen zu werden, und eine neuerliche Bezahlung von zehn Gulden dagegen gehalten, liessen den Biederen nicht lange überlegen, und er fuhr mit uns weiter.

So gondelten wir gen Chrudim voll der kühnsten Hoffnungen, sahen uns schon in einem üppigen Eisenbahn-Coupé sitzen und gegen Wien, ich gegen Pressburg fahren, da wurden wir auf einmal durch Schüsse aufgeschreckt, und Kugeln pfiffen

uns ganz lustig um die Ohren. Der Teufel, was war da los? Wir schauen in die Richtung, aus welcher die Schüsse kamen, und da sahen wir fünf österreichische Jäger, die offenbar von ihrer Truppe versprengt, wahrscheinlich um nicht aus der Übung zu kommen, gegen unseren Wagen ganz regelrecht plänkelten.

Einer von uns winkte gleich mit seinem Taschentuch, der Unterarzt sprang vom Wagen, riss seinen Säbel aus der Scheide und stürzte wie ein Wilder den etwa dreihundert Schritte entfernten Jägern entgegen, — welche wahrscheinlich das Blitzen der Waffe gesehen hatten und schleunigst Fersengeld gaben.

Unser biederer Kutscher jedoch hatte, als die Kugeln über uns wegsausten, geschrieen: die Preussen, — die Preussen, — war von seinem Sitze herabgesprungen und Wagen und Pferde im Stiche lassend, als brenne ihm der Kopf, in entgegengesetzter Richtung davongerannt. Alles Rufen und Schreien unsererseits war vergeblich, er lief und lief, und wir sahen ihn nicht wieder.

Seine zehn Gulden hatte er im Sack, und seinem Herrn wird er schon irgend etwas vorgelogen haben, wie er um Wagen und Pferde gekommen sei.

So, nun standen wir da auf blumenreicher Haide und schauten uns an.

Wir waren durch den Zufall Equipagenbesitzer geworden, also vorwärts, unseres Weges weiter.

Der Unterarzt ergriff die Zügel und kutschierte wie ein Alter und brachte uns glücklich nach Chrudim.

Als wir dort nach der Bahn fragten, lachten uns die Leute fast ins Gesicht, wo war die schon!

Wir nahmen einige Nahrung zu uns und fuhren einer hier erhaltenen Weisung folgend gegen Hohenmauth, von wo aus wir Böhmisch-Trübau erreichen wollten, denn früher, hatte man uns gesagt, würden wir schwerlich die Eisenbahn im Betriebe finden.

Wenn jemand glaubt, dass unsere Landpartie sehr angenehm war, irrt er gewaltig.

Im offenen Wagen, in der glühenden Julihitze, dem Strassenstaub Schritt für Schritt zu fahren, war weiss Gott ein sehr mässiges Vergnügen.

Unsere Wunden waren seit mehr als 24 Stunden nicht gereinigt und frisch verbunden worden, denn trotz allem Zureden der Ärzte liessen wir uns dazu keine Zeit, es war der 5. Juli, schon zwei Tage nach der Schlacht und wir noch in bedenklicher Nähe des Schlachtfeldes, Luftlinie etwas über dreissig Kilometer, jeden Moment konnten wir erwarten, dass eine vorwitzige preussische Kavalleriepatrouille des Weges kam und uns beim Kragen fasste, darum fort, nur fort, so rasch es eben im Schritt geht.

Hie und da hielten wir eine kurze Rast bei einem Dorf-

wirtshause, um ein Stück Brot oder ein Glas schlechtes Bier zu uns zu nehmen, und hauptsächlich um die Pferde zu füttern und zu tränken, denn diese mussten uns bis zur Eisenbahn bringen, sonst waren wir petschiert, und bis Böhmisch-Trübau war noch weit, sehr weit.

Nachmittags passierten wir ein Dorf, etwa eine Stunde Wegs von Hohenmauth entfernt, in welchem eine Pionierkompanie lagerte Ein Gefühl der Erleichterung beschlich uns, wenigstens waren wir wieder im Bereiche unserer Truppen, also in Sicherheit!

Zufälligerweise gehörte diese Kompanie zu dem in Pressburg stationiert gewesenen Pionierbataillon, und deren Kommandant, Hauptmann Ritschl, war ein guter Bekannter von mir und auch mit meinem Vater befreundet.

Er sagte uns in Hohenmauth würde es schwer fallen ein Unterkommen zu finden, die ganze Stadt sei voll Trains, Geschütz und Munitionsreserven, er ziehe es deshalb auch vor hier im Orte zu bleiben.

Wir hatten nicht die Absicht in Hohenmauth zu nächtigen, sondern wollten nur ausgiebig rasten, uns und die Pferde füttern, und unsere Wunden frisch verbinden lassen, dann die Nacht hindurch fahren, da wir, nun bereits in der Zone der retirierenden Armee, bei Tag die Strassen schwerlich frei gefunden hätten.

Wir verabschiedeten uns und setzten unsere Reise fort. Beiläufig eine halbe Stunde von der Stadt entfernt gerieten wir in eine Artillerie-Trainkolonne, durch welche, wie wir bald sahen, ein Weiterkommen gänzlich ausgeschlossen war.

Unser Oberarzt wendete sich an einen anwesenden Artillerieoffizier mit der Bitte uns zu helfen, was der liebenswürdige Kamerad auch bereitwilligst tat.

Er sagte, dass, auf der Strasse fortzukommen unmöglich sei, sehen wir wohl selbst, er wolle uns daher über den Chausseegraben helfen lassen, und wir sollten dann über das neben der Strasse gelegene Feld fahren und trachten von der entgegengesetzten Seite in die Stadt zu gelangen; er bezweifle jedoch, dass wir in derselben ein Unterkommen finden würden, es sei alles überfüllt, und darin gehe es zu, dass kein Mensch sich mehr auskenne.

Mittlerweile hatte ein von ihm beauftragter Unteroffizier eine Stelle gefunden, wo es möglich war den Wagen über den Graben zu bringen, wir stiegen ab und unser wackerer Unterarzt lootste, von einigen handfesten Kanonieren unterstützt, glücklich, ohne umzuwerfen — dies hatten wir ihm nämlich prophezeit — unser Fahrzeug ans andere Ufer des Grabens.

Wir kletterten nun wieder auf, dankten dem gefälligen Kameraden für seine tatkräftige Unterstützung und fuhren querfeld ein.

Von dem etwas höher liegenden Felde sahen wir die Wirtschaft auf der Strasse. Wie und ob dieser Knäuel sich einmal lösen werde, war uns ganz unfasslich.

Und siehe da, das Glück lächelte uns wieder. Nach kurzer Fahrt erreichten wir einen Feldweg,der uns in einen von den Hauptkommunikationslinien ganz abseits liegenden und daher auch fast gar nicht okkupierten Stadtteil führte.

Unsere Doktores hatten uns nämlich aufs entschiedenste erklärt, in die Stadt müssten wir unter allen Umständen, und wenn nicht anders, würden sie ein Haus stürmen, um uns wenigstens frisch zu verbinden, denn dazu sei allerhöchste Zeit, wollten wir bei dieser Hitze und den Anstrengungen der Wagenfahrt nicht Gefahr laufen, dass sich unsere Wunden bedenklich verschlimmerten.

Die Gefahr des Gefangenwerdens sei nun auch vorüber, wir könnten uns daher Zeit lassen, überdies brauchten die Pferde auch eine ausgiebige Ruhe.

Das Feldweg führte uns in eine schmale Gasse mit recht nett und wohlhabend aussehenden Häusern, und zu unserer, ich muss schon sagen, s e h r grossen Beruhigung winkte uns auch das Schild eines sauber aussehenden Einkehrwirtshauses entgegen.

Hier konnte hoffentlich für Mann und Pferd gesorgt werden.

Wir blieben vor dem Tore stehen, und aus demselben trat ein würdiger Hausknecht, der unsere Frage, ob wir und unsere Tiere hier Unterkommen finden könnten, freundlichst bejahte, und den Auftrag erhielt diese gleich auszuspannen, einzustellen und standesgemäss zu verpflegen.

Wir stiegen von unserem Wagen herunter, streckten und dehnten unsere durch das lange Fahren steif gewordenen Gelenke und wurden nun auch von der Frau Wirtin begrüsst und in Empfang genommen.

Die Ärzte ersuchten sie um ein grösseres Zimmer mit einem oder zwei Betten, Waschschüsseln mit viel lauwarmem Wasser, alte, jedoch reine Leinwand; es würde alles bezahlt, sagten sie, um den Eifer der Frau Wirtin zu erhöhen. Wir seien verwundete Offiziere und müssten unbedingt frisch verbunden werden.

Ferners erkundigten wir uns sehr angelegentlich, ob es etwas Ordentliches und womöglich Warmes zu essen gebe, denn seit vierundzwanzig Stunden hatten wir nur kalte Nahrung, und diese von zweifelhafter Güte zu uns genommen.

Auch in dieser Richtung beruhigt, betraten wir das gastliche Haus.

Nun hatte die Wirtin erst Gelegenheit ihre Gäste näher zu betrachten, und als sie nun sah in welchem Zustande wir uns befanden, die Uniform blutig, zerrissen, schmierig, erfasste die brave Frau ein so lebendiges Mitleid, dass sie in einen grossen Jammer und ein grosses Geweine ausbrach.

Da war nun Leutnant Beck köstlich, der in seinem breitesten Schwäbisch der Wirtin klarlegte, sie solle: „aufhöre zu heule, — von der Heulerei habe mer gar nix, — sie solln lieber schaue, dass mer unter Dach käme und was zum esse und zu trinke bekäme."

Die gute Frau führte uns in ein grosses geräumiges Passagierzimmer und schleppte nun mit ihrem Personale herbei, was die Ärzte begehrten, sogar einen grossen Pack selbstgezupfte Charpie, — damals das einzige Verbandmittel, — denn aseptische Verbände, wie heutzutage, kannte man nicht.

Die älteren Generationen werden sich noch daran erinnern, wie während jedem Kriege die Frauen und Mädchen aller Stände sich am sogenannten Charpiezupfen beteiligten, es wurde oft ein wahrer Sport damit getrieben.

Endlich waren wir so weit, dass unsere Medici uns in die Arbeit nehmen konnten.

Sie taten es mit grossem Geschick, und trachteten uns so wenig als möglich Schmerzen zu bereiten, jedoch wurde uns allen, ausnahmslos, beim Wechseln des Verbandes und dem Reinigen der Wunden hundeelend, und alle hatten wir leichte Ohnmachtsanfälle, was uns unsere getreuen Pfleger mit den ausgestandenen Strapazen und den lange auf den Wunden gebliebenen Verbänden erklärten. Im Übrigen waren sie mit dem Aussehen der Wunden zufrieden.

Unser Unwohlsein ging rasch vorüber, und nun begann die möglichste Reinigung der äusseren Menschen mittelst einem Aufwande von Wasser und Seife, deren beide in ganz unglaublicher Menge verbraucht wurden.

Zu unserer kompletten Seligkeit fehlte uns nun nur ein Artikel, u. zw. reine Wäsche. Ach, diese Illusion mussten wir uns aus dem Kopfe schlagen und froh sein und unserem Herrgott danken, dass wir so weit waren.

Endlich wurden wir auch zu Tische gerufen und setzten uns mit großem Behagen an eine gedeckte Tafel, auf welcher bald mehrere langentbehrte Genüsse prangten.

Die nachstehende Episode klingt etwas abenteuerlich und unglaublich und wurde, wenn ich sie erzählte, öfters mit ungläubigem Lächeln angehört, trotzdem sie Wort für Wort wahr ist, bis eines Tages, als ich wieder von derselben Erwähnung tat, ein zufällig Anwesender mir dieselbe vollinhaltlich bestätigte.

Dieser war nämlich aus Hohenmauth gebürtig und hatte als Knabe die ganze Geschichte miterlebt.

Heute ist er ein höherer Stabsoffizier des Generalstabes.

Wie wir nun ernstlich besorgt sind, für unser leibliches Wohl zu sorgen, hören wir plötzlich einen Heidenlärm, der unserer stillen Behausung immer näher kam und beunruhigende Dimensionen annahm. Wir traten an die Fenster und sahen einzelne Reiter, Trainfuhrwerke, Bauern mit Vorspannwagen, alles unter wüstem Geschrei und Gefluche in vollem Rosseslauf die Strasse entlang dem Ortsausgange zustreben, in der Entfernung hörte man mehrere Schüsse, dazwischen den Schreckensruf: Fort, die Preussen sind da, die Preussen sind schon in der Stadt.

In unserer ziemlich engen Gasse verfuhren sich einzelne

der flüchtenden Wagen in einander, Pferde stürzten, die Fuhrleute prügelten sich, es war die Panik im vollsten Sinne des Wortes.

Am Abende des unglückseligen 3. Juli nach der Schlacht ging es nicht ärger zu.

Natürlich kam auch unsere besorgte und wohlmeinende Wirtin händeringend hereingestürzt und rief: Meine guten Herren, retten Sie sich, die Preussen kommen.

Wir waren merkwürdigerweise alle ausnahmslos ganz ruhig geblieben, denn wir mussten uns sagen, in diesem Trubel einen Versuch zu machen aus der Stadt zu kommen, wäre der reine Wahnsinn gewesen, und sind die Preussen nun einmal da, entkommen wir fünf Krüppel ihnen doch nicht; das unsere hatten wir ehrlich getan, um nicht in Gefangenschaft zu geraten, weiter gings eben nicht; Vorwurf konnte uns keiner treffen, alles hat seine Grenzen.

Wir blieben also ruhig wo wir waren, denn unsere mehr als dreissigstündige, teilweise per pedes apostolorum zurückgelegte Reise hatte uns derart ermattet, dass wir dringend ein paar Stunden der Erholung bedurften.

Leutnant Beck sagte der weheklagenden Wirtin mit philosophischer Ruhe: „Was heulet Se denn scho wieder? Sind die Preusse da, na, so sind se eben da, angenehm isch'ts wohl nit, aber de Köpp werde se uns nit abreisse!"

Mittlerweile hatte sich der Lärm auf der Strasse verringert, und bald wurde es wieder ganz ruhig.

Nun ging unser Unterarzt rekognoszieren und kam nach zirka einer halben Stunde zurück und brachte uns die allerdings höchst unglaubliche, aber später von mehreren Augenzeugen uns wiederholt bestätigte und verbürgte Nachricht: Ein versprengter österreichischer Ulan, der seine Csapka verloren und statt deren, Gott weiss wo, eine preussische Pickelhaube akquiriert und sich unterwegs irgendwo rationell angesoffen hatte, kam vom Norden her querfeldein der Stadt Hohenmauth zugeritten und machte sich das Vergnügen seine Pistolen nacheinander in die Luft abzuschiessen.

Die Schüsse wurden gehört, die Pickelhaube gesehen, und die Panik war fertig.

Hunderte von Wagen — Geschütze, Trains, Bedeckungen derselben, alles ging zum Teufel, bis es endlich dem energischen Einschreiten der Offiziere gelang Ruhe und Ordnung herzustellen und die Veranlassung der Panik zu konstatieren und zu eruieren.

Dass diese Veranlassung nach ihrer Eruierung wohlverdientermassen windelweich geprügelt wurde, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung.

Auf Zureden unserer freundlichen Wirtin entschlossen wir uns über Nacht zu bleiben, und es brauchte ihrerseits keine starke Überredung, denn wir waren hundemüde.

Jedenfalls wollten wir aber um drei Uhr morgens, bei Eintritt der Morgendämmerung, aufbrechen, um nicht in die Trains zu geraten.

Sie versprach uns rechtzeitig wecken zu lassen und der Hausknecht sollte unseren Wagen dann durch Seitengassen auf die nach Leitomischl führende Chaussee bringen, so dass wir unbehindert fort könnten.

Wir schliefen wie die Fürsten, und um halb drei Uhr wurden wir geweckt, unsere Verbände erneuert, dann tranken wir, ein langentbehrter Genuss, einen prächtigen Kaffee und verlangten unsere Rechnung.

Die wackere Frau wollte durchaus keine Bezahlung von uns annehmen, sie habe uns von Herzen gerne bewirtet, es sei ihr eine Ehre gewesen für uns Verwundete etwas tun zu können, und wir würden unser Geld bis zu unserer Herstellung notwendiger brauchen und sie ernstlich beleidigen, wenn wir noch von Bezahlung sprächen.

Umsonst war unser Zureden, sie blieb dabei, und wir mussten uns, nachdem wir der braven Frau herzlichst gedankt und dem Dienstpersonale einen sehr bedeutenden Bakschisch durch unser Faktotum den Unterarzt hatten einhändigen lassen, auf den Weg machen.

Es war halb vier Uhr morgens, als der biedere Hausknecht die Zügel unserer Pferde ergriff und mit kundiger Hand den Wagen auf die — glücklicherweise noch nicht frequentierte — Chaussee lenkte.

Hier wurde auch er königlich belohnt, der Unterarzt ergriff die Zügel und wieder gings fort, der wie ein Phantom vor uns zurückweichenden Eisenbahn nach.

Um halb acht Uhr erreichten wir Leitomischl.

Als wir über den Hauptplatz dieses Städtchens fuhren, kam ein, für seine Charge sehr bejahrter Leutnant des 8. Husaren-Regiments auf uns zu, präsentierte sich als Delegierter des — ich weiss nicht mehr genau — Johanniter- oder Malteserordens und fragte um unsere Wünsche oder Bedürfnisse.

Wir stellten uns auch vor, und als ich ihn genauer betrachtete, war ich ganz konsterniert.

Ich hatte ihn, als ich noch ein ganzer junger Bursche war, in Pressburg als Obersten und Kommandanten eines Ulanen-Regiments gekannt.

Er gehörte einer der allerersten Adelsfamilien der Monarchie an, hatte Ende der fünfziger Jahre quittiert und war nun, wie ich später erfuhr, auf Kriegsdauer als Leutnant eingetreten, um auf dem Felde der Humanität mitzuwirken.

Gewiss ein hochherziger Entschluss, der von einer ganz seltenen Selbstverleugnung Zeugnis gibt.

Es war mir, ich kann es versichern, ein bedrückendes Gefühl diesen hohen Herrn hier als Leutnant wiederzusehen, und ich habe auch keinem meiner Leidensgefährten gegenüber Erwähnung

getan, wer sich unser in Leitomischl so liebreich angenommen hatte, und doch hatten alle den Eindruck, dass dieser betagte Leutnant etwas ganz besonderes gewesen sein musste.

Ich hätte es ihnen sagen können!

Wir erhielten durch seine Güte ein opulentes Frühstück in den Wagen gereicht, jeder eine Handvoll Zigarren besserer Sorte, die Ärzte baten um einiges Verbandzeug, das sie auch sofort erhielten, dann wurde uns der gute Rat erteilt uns mit unserer Fahrt nach Trübau zu beeilen, denn sonst könne es uns leicht passieren, dass wir die letzten Trains verpassten, denn viel Transportmaterial sei ohnehin nicht mehr dort.

Wir setzten also unsere Reise mit aller möglichen Beschleunigung fort und erreichten nach zwei Stunden den Bahnhof von Böhmisch-Trübau. Zu unserer Beruhigung sahen wir noch zwei Lokomotiven und Waggons verschiedener Gattung, einige Personen- und Lastwagen und etwa ein Dutzend offene Lowris. Wir glaubten uns nun geborgen, stiegen von unserem Wagen, den wir, nachdem der Unterarzt die Pferde abgeschirrt und ihnen reichlich Futter vorgeworfen hatte, seinem Schicksal überliessen. Er wird wohl bald einen neuen Herrn gefunden haben.

Auf dem Bahnhofe hatten sich einige vierzig Verwundete, meist Offiziere, zusammengefunden und bestürmten den Stationschef mit Bitten sie weiter transportieren zu lassen, doch dieser zuckte die Achseln und behauptete, das vorhandene rollende Material brauche er zur Abtransportierung der Requisiten und des Personales; wenn unsere letzten Truppen passiert seien, dann sperre er die Bude zu und ginge seiner Wege.

Und wieder kam uns ein glücklicher Zufall zu Hilfe. Während wir mit dem schnöden Stationschef erfolglos parlamentierten, kam ein mir bekannter Rittmeister des 12. Husarenregiments in dessen Bureau und zeigte ihm einen Befehl vom Armeekommando, infolgedessen er sofort weiter zu befördern sei.

Als wir ihm nun sagten, dass der hartnäckige Beamte unserem Ansuchen um Abtransportierung kein Gehör schenken wolle, nahm er sich unser wärmstens an und erreichte wenigstens, dass wir auf einigen offenen Lowris bis Zwittau expediert würden.

Die geheizte Maschine fuhr vor, fünf Lowris wurden angehängt, ein paar Bund Stroh hinein gelegt, auf diese wir, und fort gings gegen Zwittau, von wo aus angeblich noch ein ziemlich regelmässiger Verkehr unterhalten wurde.

Dort angelangt, fanden wir allerdings noch ziemlich zahlreiches Betriebsmaterial vor, aber auch einige hundert Verwundete und da kamen wir sieben, die bisher unzertrennlich gewesen, in dem Getümmel auseinander und auch nicht wieder zusammen, ich habe keinen von ihnen je wiedergesehen.

Es war Mittag vorüber und nachdem ich vergebens einen meiner Reisegefährten gesucht hatte, hoffte ich im Orte etwas zu bekommen, um meinen sehr beachtenswerten Appetit zu

befriedigen und humpelte, meinen linken Stiefel getreulich unter dem Arm, aus dem Bahnhofe hinaus.

Nicht weit ausserhalb desselben sehe ich Ulanen lagern, erkenne die Schwarzenberg-Ulanen und begegne zu meinem Glück gleich darauf meinen Kalksburger Kollegen Grafen Max Hoyos, dessen ich schon früher Erwähnung getan habe.

Er nahm sich meiner in der liebreichsten Weise an, sorgte für meine Verpflegung und ging selbst zur Bahn, um sich zu informieren, wie es mit dem Weiterkommen aussehe.

Als er zurückkam, sagte er mir: „Tummle dich, es geht in einer halben Stunde ein grosser Verwundetentransport nach Brünn ab, der eigentlich nur solche mitnimmt, welche schon seit gestern hier sind, aber es ist mir gelungen, dir einen Platz auszufechten. Ich werde dich selbst dort abliefern, also komm."

Man möge mir nicht übel deuten, dass ich meine bisherigen Reisegefährten im Stiche liess; ich sprach auch mit Hoyos darüber, aber der bemerkte ganz richtig: Mach' keine Geschichten und sei froh, dass du selbst fortkommst. Von hier aus können sie sich schon allein weiter helfen, und bis du nur Einen von ihnen findest, fährt der Zug davon. Ich folgte ihm und wir gelangten durch eine Seitentür auf den Perron.

Auf dem Geleise stand ein langer Zug, meist Lastwagen, nur einige wenige Personenwagen aller drei Fahrklassen, alles voll Verwundete.

Nun übergab mich mein treuer Kamerad einem Offizier, der mit der Abtransportierung der Verwundeten betraut war, dieser schob mich in ein Coupé, in welchem bereits drei Offiziere sassen, und ich hatte kaum Zeit meinem Freunde für seine werktätige Teilnahme zu danken, setzte sich der Zug auch schon in Bewegung.

Auch das war ein Abschied fürs Leben. Ich habe Hoyos nie wiedergesehen, er starb schon im im Jahre 1883 in Pressburg.

Nun begrüsste ich meine neuen Reisegefährten, sie waren nicht schwer verwundet und recht guter Dinge, und so wie auch ich froh, endgiltig auf der Eisenbahn zu sitzen und die sichere Chance zu haben, in gute Pflege zu kommen, deren wir ja alle sehr bedurften.

Kaum war der Zug in Bewegung, erfasste mich ein jäher Schreck. Mein Stiefel, mein linker Stiefel, den ich gehütet wie meinem Augapfel, mein treuer Begleiter durch alle Drangsale und Gefahren, er war weg, pfutsch, ich hatte ihn im Ulanenlager schnöde vergessen.

Ich tröstete mich über diesen herben Verlust so gut es eben ging und nahm die aufrichtigsten Teilnahmsbezeigungen meiner Kameraden gerührt entgegen.

Unser Zug fuhr furchtbar langsam und hielt in jeder Station. Alle Bahnhöfe waren dicht mit Menschen besetzt, welche teils ihre Funktionen als Mitglieder eines Hilfkomitees, grösserenteils aber die Neugierde hingeführt hatte.

Die Weiber heulten mit Konsequenz in jeder Station, indessen die Hilfskomitees sichtlich bemüht waren uns in der kürzesten Zeit direkte zu Tode zu füttern.

Wir erkannten ihren guten Willen dankbarlichst an und versicherten sie wiederholt, dass wir an der äussersten Grenze der Möglichkeit, irgend eine Nahrung zu uns zu nehmen, angelangt wären, denn die guten Menschen waren völlig gekränkt, dass wir nicht alles in uns hinein stopften, was sie uns mit vollem Herzen und mit vollen Händen boten.

Endlich, gegen sechs Uhr abends erreichten wir Brünn.

Als der Zug langsam in die Halle einfuhr, sah ich schon das ganze Hilfskomitee auf dem Perron versammelt.

Ich kannte fast alle Mitglieder desselben persönlich, mit dem grössten Teile war ich sogar befreundet.

Da der Transport einstweilen nur bis Brünn instradiert war, stieg alles aus, was aussteigen konnte, viele der schwerer Verwundeten mussten aus den Waggons gehoben werden.

Das Komitee waltete seines Amtes mit aller Hingebung und war musterhaft organisiert. Die ganze Auswaggonierung, Übernahme und teilweise Abtransportierung der Verwundeten in die Spitäler vollzog sich mit einer Ruhe und Ordnung, welche alle Anerkennung verdiente.

Ich gab mich absichtlich nicht zu erkennen und wurde auch infolge meiner Adjustierung und meines, durch die Verhältnisse wohl sehr gerechtfertigten, ziemlich reduziert und verwilderten Aussehens, von einem mir sehr gut bekannten Komitee-Mitgliede um meine Wünsche gefragt, ohne erkannt zu werden.

Mir war das so komisch, dass ich dem Frager ins Gesicht lachte, was diesen natürlich sehr indignierte, bis ich ihm sagte: „Ja, kennen Sie mich denn wirklich nicht, da muss ich wohl nett aussehen.“ Nun erkannte er mich, fiel mir um den Hals, und schleppte mich, so rasch ich eben konnte, zu meinen übrigen Bekannten, welche mich auf das herzlichste begrüssten und sich meiner auf eine wirklich rührende Weise annahmen.

Einer der Herren sagte mir, die Frau unseres Majors Larisch, welche in Brünn zurückgeblieben war, sei in grosser Besorgnis wegen ihres Mannes, denn sie habe keinerlei Nachricht über ihn.

Da war ich nun glücklicherweise in der Lage, sie vollständig beruhigen zu können, denn ich liess sie wissen, was mir Major Kornberger von Nr. 6 in Neuköniggrätz gesagt hatte: „Major Larisch sei mit einem Teile meines Regimentes im nächsten Orte und habe den Auftrag, die Versprengten zu sammeln“ — ergo musste er wohlauf sein.

Beim Regiment erzählte man sich nach dem Feldzuge folgendes gelungene Bonmot:

Major — nach der Schlacht am 3. Juli Oberstleutnant von Larisch war ein strenger Herr, der über sehr bedeutende Stimmmittel verfügte, von denen er auch gelegentlich, selbst wenn es nicht ganz nötig war, den ausgiebigsten Gebrauch machte.

Seine Gattin, ohne jede Nachricht von ihm, hatte Gelegenheit gefunden, einen verwundeten Soldaten des Regiments zu sprechen und erkundigte sich, ob er vom Major Larisch nichts wisse.

Der Soldat antwortete: „Oh ja, den hab' ich am Abend nach der Schlacht irgendwo herumschreien gehört!"

„Geschrieen hat er? — rief die Dame beruhigt — Gott sei Dank, dann ist er gesund!"

Nachdem sich — ich kann wirklich sagen — der Sturm der Begrüssung gelegt hatte, wurde ich natürlich von allen Seiten gefragt, was ich brauche, worauf ich, einen langen Blick meinen äusseren Menschen entlang werfend, der Wahrheit gemäss erwiderte: „Eigentlich alles."

Vor allem hatte mich Baron v. O., in dessen gastlichem Hause ich während meiner Garnisonierung viele angenehme Stunden verlebt hatte, mit Beschlag belegt und sich mit grosser Güte meiner, in wirklich väterlicher Weise, angenommen.

Vor allem wurde ich in ein für ärztliche Zwecke eingerichtetes Zimmer des Bahnhofes geführt und erhielt, was mir am meisten Not tat — einen frischen Verband, und — oh Wonne, — reine Wäsche!

Mein langjähriger Kappenlieferant Alois Machill in der Ferdinandsstrasse brachte mir persönlich eine Kappe, mein einzig verbliebener rechter Stiefel wurde nun trotz aller geleisteten treuen Dienste auch ausgemustert, und ich erhielt ein paar bequeme Schuhe, dann wurde ich in einen Fiaker verladen und von Baron O. in seine, nicht weit entfernt gelegene Wohnung gebracht, wo ich übernachtete.

Da ich, über Befragen, den Wunsch geäussert hatte, so bald als möglich zu meinen Eltern nach Pressburg gebracht zu werden, zog mein gütiger Hausherr Erkundigungen ein, wie sich dies am besten bewerkstelligen liesse und brachte mir am nächsten Morgen die Nachricht, dass in den Mittagsstunden ein grosser Verwundetentransport nach Wien abgehe, welcher einige Waggons mit der Bestimmung nach Ungarn habe, die in Gänserndorf abgekoppelt und dann nach Pressburg geführt werden würden.

Gegen elf Uhr Vormittag wurde ich auf den Bahnhof, und dort in ein Komiteezimmer gebracht, frisch verbunden und war nun wieder der Gegenstand der liebevollsten Aufmerksamkeit aller Komitee-Mitglieder, deren eines, ein Herr von Reynouschek, mir sogar die unter den gegebenen Umständen grosse Gunst verschaffte, meine Eltern telegraphisch von meiner Ankunft in Kenntnis setzen zu können.*)

Gegen ein Uhr Mittag, nachdem ich mich von meinem gütigen Gastfreund und den übrigen Komiteemitgliedern dankend verabschiedet hatte, setzte ich meine Reise fort und fuhr

*) Die Quittung über die Aufgabe und das Telegramm sind noch in meinem Besitz.

nun, wirklich leichten Herzens, endgiltig meinem Elternhause entgegen.

Die Fahrt verlief gänzlich ohne Abenteuer. Wir wurden fahrplangemäss in Gänserndorf abgekoppelt, lungerten fahrplangemäss dort drei Stunden lang herum, bis wir endlich an den fahrplangemässen Wien–Pester Postzug angekoppelt wurden und nach Pressburg weiter fuhren, wo wir endlich gegen neun Uhr abends landeten.

Dass, auf die Nachricht hin, es käme ein Verwundetentransport, der ganze Bahnhof gesteckt voll Leute war, lässt sich denken . . . Das obligate Hilfskomitee war auch hier vertreten und als Delegierter der Militärbehörde schwirrte ein Platzoberleutnant herum.

Mein Vater war in Begleitung eines Freundes gekommen um mich abzuholen, ich hatte seine hohe Gestalt schon vom Waggon aus gesehen und ihn angerufen.

Nach einer herzlichen Begrüssung gingen wir durch den gesteckt vollen Wartesaal dem Ausgange zu, als der schon erwähnte Platz-Oberleutnant mit einem grossen Notizbuch bewaffnet auf mich zustürzte und ein förmliches Verhör mit mir vornehmen wollte.

Ich ersuchte ihn mich gefälligst ungeschoren zu lassen, ich hiesse so und so, wohne dort und dort und wenn er mehr wissen wolle, solle er zu mir kommen.

Er zog brummend ab.

In dem hellerleuchteten Wartesaal sah ich, dass mein Vater einen Trauerflor an seinem Hute trage, fragte nach der Ursache und erhielt die tiefbekümmerte Antwort, ob ich denn nicht wisse, dass mein Bruder gefallen sei.

Nun erzählte ich gleich die Begegnung mit dem Feldwebel von meines Bruders Kompanie und dessen, doch ganz bestimmt lautende Aussage und fragte nach der Quelle der Nachricht, die mein Vater hatte.

Dieser erzählte mir nun, in einem der hiesigen Spitäler liege seit gestern ein Gemeiner, auch von meines Bruders Kompanie, der angegeben hatte, er habe gesehen wie der Herr Oberleutnant einen Schuss in den Kopf erhalten habe und aufs Gesicht gefallen sei, dann sei er gleich darauf selbst verwundet worden und zurückgegangen.

Nun bitte ich: Wie hat dieser Soldat es zuwege gebracht, dass er vom Swiepwald, wo das Bataillon Reischach neben uns kämpfte, schon am 6. im Laufe des Vormittags in Pressburg eingetroffen war, kaum drei Tage nach der Schlacht!

Meine Mitteilung tröstete und beruhigte meinen Vater sichtlich und wir fuhren nach Hause.

Als wir ankamen, erwartete uns meine Mutter schon im Treppenhause in grosser Aufregung. Um sie zu beruhigen, rief ich ihr schon von unten zu, mir fehle nicht viel, meine Wunde sei nur ganz leicht. Das hatte ich übrigens auch telegraphiert.

Wie froh und glücklich meine arme Mutter war als sie die neuere Nachricht über meinem Bruder erhielt, kann man sich vorstellen.

In der Wohnung wartete bereits Dr. Rupprecht, der erste Chirurg und Operateur von Pressburg, auf mich. Er untersuchte gleich meine Wunde, und als er erfuhr, dass die Kugel nicht durch den Fuss gegangen, sondern herausgeschnitten worden war, schüttelte er den Kopf und sagte, es müsse sich in diesem Falle noch Einiges in der Wunde befinden, was nicht hineingehöre, und er würde morgen bei Tageslicht eine gründliche Untersuchung vornehmen, denn, sagte er in seiner drastischen Weise, „eine jede Schusswunde ist ein Luder".

Er legte mir den Verband an und ging.

Nun ging natürlich das Fragen und Erzählen los, und es war schon sehr spät, als ich einschlief.

Ich will den Leser nicht mit einer langen Beschreibung meiner Leiden regalieren, sondern erwähne nur kurz, dass ich infolge der Strapazen auf meiner Herreise, und wohl hauptsächlich durch die Kleiderpartikelchen, welche in der Wunde zurückgeblieben waren, nämlich ein Stück Unter- und Oberhose, Mantelfutter und Mantel, den Starrkrampf (Tetanus) bekam, und es schon recht schlimm um mich stand, und ich wohl nirgends anders, als bei der sorgsamen Pflege, wie man sie eben nur bei den Eltern haben kann, diese furchtbare Krankheit überstanden hätte.

Ich wurde hauptsächlich mit den damals noch ganz neuen Morphin-Injectionen behandelt und erhielt jedesmal eine solche, natürlich sehr starke, so oft der allgemeine Krampf sich einstellte.

Sobald ich meine Dosis Morphin im Leibe hatte, hörte der Krampf momentan auf.

Es war eine schlimme Zeit für meine armen Eltern. ich schwer krank zu Hause und zum Überflusse kommt ein Brief, den mein Vater noch Ende Juni an meinen Bruder geschrieben hatte, zurück, mit der lakonischen Notiz auf der Adresse: Retour, gefallen bei Königgrätz.

Nun war natürlich wieder grosser Jammer im Hause, und alle meine Berufungen auf die Aussage des Feldwebels vergebens.

Zum grössten Glück folgte dieser schlimmen schon nach zwei Tagen eine gute Nachricht und zwar in Gestalt eines Briefes von meinem Bruder selbst, welcher schrieb, er habe einen Schuss durchs Gesicht erhalten, befinde sich in vorzüglicher Pflege auf Schloss Chlumetz beim Grafen Kinsky, mit noch sechs anderen Offizieren, und hoffe in Bälde nach Hause kommen zu hönnen.

Das war nun ein grosser Glücksstrahl, der uns traf, denn besonders meine Eltern litten furchtbar unter der Ungewissheit über das Schicksal ihres Sohnes, ich hatte, offen gesagt, trotzdem den Glauben an meinen Feldwebel nicht verloren.

Am schlimmsten wurde mein Zustand am Tage des Gefechtes bei Blumenau.

Zu wissen, man schlage sich vor der Stadt und die Aussicht, im Falle eines ungünstigen Ausganges des Kampfes, hier im Bette gefangen zu werden, versetzten mich in eine unbeschreibliche Aufregung, welche meinem Befinden selbstverständlich nichts weniger als zuträglich war.

Einige Injektionen, und vielleicht noch mehr die Nachricht von dem um zwölf Uhr mittags eingetretenen Waffenstillstand — der den Preussen vor dem Eingange der Stadt ein „Halt" gebot — besserten mein Leiden zusehends.

Wie man nachträglich erfuhr, hatten die Preussen einen ganz genauen Ausweis über Namen und Wohnung von allen in Pressburg befindlichen verwundeten österreichischen Offizieren.

Überhaupt hatten jene einen grossen Anhang, besonders in der protestantischen Gemeinde der Stadt; nebstbei gab es ja damals in Ungarn in jeder Stadt antiösterreichische Komitees, welche dem Gegner Vorschub leisteten wo sie nur konnten. Ich verweise auf das hochinteressante Werk des A. Kienast: „Die Legion Klapka". Eine Episode aus dem Jahre 1866 und ihre Vorgeschichte. Wien 1900, Verlag von Seidel & Sohn.

Tatsache ist, dass der eingetretene Waffenstillstand Manchem einen Strich durch die Rechnung machte.

Nachmittag wurde ein Transport von zwanzig, mit grossen Fässern Wein beladener Wagen, welche auf Umwegen über die Demarkationslinie den Preussen zugeführt werden sollten, von einer Patrouille der Kaiserulanen Nr. 6 abgefangen und eingebracht.

Der Wein hat unseren Truppen sehr gut bekommen, wie man sich erzählte.

Ein Hauptmann von Nr. 27, Belgien-Infanterie, erzählte mir später — das Regiment blieb nämlich in Pressburg in Garnison — er sei am Tage vor dem Gefechte mit seinem Bataillon in der Vorstadt Blumenthal einquartiert worden. Die Hausfrau, angeblich eine arme Witwe, entschuldigte sich, ihm nichts bieten zu können. Er verlangte ja auch tatsächlich nichts als ein Bett, welches er auch erhielt.

Nächsten Morgen marschiert das Bataillon ab, kommt ins Gefecht und erhält bei Eintritt der Waffenruhe den Befehl, in die gestrige Dislokation zu marschieren, und mein Hauptmann geht zu seiner „armen Witwe" zurück.

Er betritt sein Zimmer und sieht mit Staunen eine mit allen möglichen guten Sachen bedeckte Tafel, mitten in demselben Schinken, kaltes Geflügel, Butter, Eier, eine ganz respektable Batterie Weinflaschen, Zigarren, mit einem Worte alles, was sich ein ausgehungerter und durstiger Krieger nur wünschen kann.

Da die „arme Witfrau" nicht anwesend war, fragte er deren etwa zwölfjähriges Töchterlein, was denn dieser vornehme Imbiss zu bedeuten habe, worauf er von der ahnungslosen Kleinen die verblüffende Auskunft erhält: die Mutter habe gesagt, heute Nachmittag kämen die Preussen, für diese müsse man schon etwas Ordentliches herrichten.

Mein Gewährsmann schickte sofort seinen Diener um den Feldwebel seiner Kompanie, sagte diesem ein paar Worte ins Ohr. Er ging und holte einige handfeste Steirer*), welche die Tafel gründlich abräumten.

Während dieser, für diese sehr angenehmen Beschäftigung kam die „arme Witfrau" nach Hause und sieht mit Entsetzen was vorgeht.

Der Hauptmann dankt ihr im Namen seiner Soldaten für ihre patriotische Spende und sucht sich ein anders Quartier.

Mein Vater als alter Soldat interessierte sich natürlicherweise sehr um alle Vorgänge dieses, für Pressburg so ereignisreichen Tages, ging öfters aus und relationierte mir getreulich, was er erfahren hatte.

Trotz des Ernstes der Situation kamen doch der ergötzlichen Szenen genug vor.

So kam am Nachmittage ein fremder, ziemlich eleganter Herr ins Hotel Palugyay, bestellt sich Speis und Trank, alles sehr fein, wendet sich an den eben anwesenden Hotelier und fängt an, diesen in höchst plumper und verdächtiger Weise über alle möglichen militärischen Angelegenheiten auszuforschen.

Der alte Herr von Palugyay, der loyalste Mann von ganz Pressburg, wittert Unrat und schickt einen Kellner in die nur ein paar Schritte entfernte Wasserkaserne, in welcher das hohe Platzkommando hauste, mit der Meldung: bei ihm sei ein preussischer Spion, der an ihn eine Menge höchst verdächtiger Fragen gerichtet habe, und man möge sich desselben schleunigst versichern.

Nach fünf Minuten erscheint ein Platzoffizier mit einer Patrouille, nimmt den Mann beim Kragen und schleppt ihn trotz seiner Beteuerungen, dass man sich irre, in die Wasserkaserne, wo ihn gleich ein Profoss in seine Vaterarme schliesst und ihn ins tiefste Verlies schleudert.

Nach einer Viertelstunde kommt ein Generalstäbler ins Hotel und sucht Jemanden und beschreibt auf Befragen ganz genau den arretierten Spion.

Als man ihm nun dessen Schicksal mitteilt, ruft er entrüstet: „Das ist ja unerhört, da hat man mir ja meinen eigenen Spion eingesperrt," und eilt in die Kaserne, um diesen Pfiffikus zu befreien. Von solchen Schlauköpfen waren wir bedient!!

Am 27. Juli marschierte das 4. Korps durch die Stadt und mein Vater erkundigte sich, wann mein Regiment käme, und als dieses einrückte, stellte er sich bei der Schiffbrücke auf; dort konnte es ihm nicht entgehen.

Als es kam, wendete er sich an den Regimentsadjutanten Oberleutnant Eichler und bat um Ausfolgung meines Menelaus, falls dieser überhaupt noch existiere.

Oberleutnant Eichler sagte ihm die Erfüllung dieses Wunsches

*) Belgien-Infanterie Nr. 27, steirisches Regiment.

mit grösster Bereitwilligkeit zu, doch könne er diesen von hier nicht fortlassen, „sonst liesse ihn der Brigadier spiessen", wenn er es erfahre. Das Regiment marschiere nach Kittsee, von dort aus werde er ihn, mit allen nötigen Dokumenten ausgestattet, sofort hereinschicken. Er notierte sich unsere genaue Adresse, trug meinem Vater Grüsse an mich auf und ritt davon.

Abends, es dämmerte bereits, läutete es an unserer Wohnungstür und das Stubenmädchen kam herein mit der Meldung: ein Soldat sei draussen.

Mein Vater ging nachsehen, und richtig, er war da, mein getreuer Menelaus.

Wie er war, meine Packtasche am Rücken, seinen Brotsack umgehängt, kam er ins Zimmer und fing, als er mich im Bett liegen sah, sofort zu heulen an und wollte mir durchaus die Hände küssen.

Nach dieser Begrüssung führte ihn mein Vater ins Vorzimmer, in welchem mittelst eines Vorhanges ein „chambre particulier" für ihn hergestellt war, in welchem er ein Bett, einen Tisch mit Stuhl und einen Kleiderrechen stehen hatte.

Es wurde ihm ein ausgiebiges Nachtmahl mit einem Kruge Bier vorgesetzt, welch letzteres er mit grossem Behagen austrank, ansonsten versagte er eigentlich das Futter — er wäre zu müde, sagte er — legte sich auch gleich zu Bette und schlief schon im selben Moment wie ein Sack.

Während er schläft, halte ich es für meine Pflicht diesem treuen und anhänglichen Burschen einige Worte zu widmen.

Er hiess eigentlich Nikolaus Kutschera, war aus Csatát im Banat gebürtig, ein sogenannter Banater Schwab, und von Profession Flickschneider, jedoch in dieser edlen Kunst so wenig bewandert, dass er bei der Kompanie nur im Falle der allerhöchsten Not in der Schneiderei beschäftigt wurde.

Er diente seit dem Frühjahre 1865 und hatte schlechte Zeiten bei der Kompanie. Er war einer jener Menschen, die mir in meiner Dienstzeit öfters vorgekommen sind, denen es absolut nicht möglich ist „Schritt zu halten", ergo verpatzte er, obwohl immer sorgfältig ins zweite Glied gesteckt, fast jede Defilierung der Kompanie und wäre bei einem weniger einsichtsvollen und gutherzigen Hauptmann, als es Hauptmann Russwurm war, übel angekommen; sonst war er, z. B. im Wachtdienst, höchst verlässlich und immer voll Eifer, aber mit sehr geringem Erfolge.

Von den Unteroffizieren und älteren Soldaten wurde er geplagt, von den anderen geneckt, der arme Kerl war steinunglücklich.

Als ich nun Leutnant wurde und zur 2. Kompanie einrückte, sah ich mich um einen Burschen um, und da sagte mein Hauptmann: „Ich bitt' Sie, nehmen Sie sich den Kutschera, er ist brav, ehrlich, verlässlich und wird, wenn er auch gerade kein Kirchenlicht ist, doch ein famoser Offiziersdiener sein und damit ist Ihnen und auch mir geholfen, denn mir verpatzt der Kerl mit

seine „zwei linken Füss" jedes Exerzieren und verschandelt mir die ganze Kompanie!"

Ich nahm also Herrn Nikolaus Kutschera zu mir.

Er war geradezu selig, als ihm der Feldwebel das verkündete, und ich habe während meiner langen Dienstzeit nie einen besseren Diener gehabt; reinlich, willig, moralisch und von einer rührenden Anhänglichkeit an mich.

Er war am 3. Juli, als ich ihn vor dem ersten Sturm auf den Swiepwald zurückschickte, auf den Verbandplatz des 3. Korps geraten, von dort fort, nach Nedjelišt gerannt, wo er ankam als ich schon abtransportiert war, dann beim allgemeinen Rückzug direktionslos herumgeirrt, bis er zufällig die Trümmer des dritten Bataillons fand, denen er sich anschloss, und als das Regiment gesammelt war, mit nach Pressburg marschierte, wo er, obwohl er ein kräftiger Bursche war, doch so ziemlich ausgepumpt anlangte.

Wie schon erwähnt, hatte er meine Packtasche mit meiner sehr beweglichen Habe getreulich mitgebracht und es nicht so gemacht wie die meisten der Offiziersdiener deren Herr gefallen oder verwundet waren, welche sich der schweren Taschen durch die allerdings sehr einfache Prozedur des Fortwerfens entledigt, nachdem sie, wie konstatiert wurde, jedoch früher den Inhalt einer genauen Prüfung unterzogen und das Brauchbarscheinende behalten hatten.

Diese getreuen Diener wurden bei der ersten längeren Rast des Regiments männiglich mit — in diesem speziellen Falle sehr wohlverdienten — vierzig Stockstreichen bedacht.

So wurde mir später erzählt.

Als Menelaus mir den Schlüssel zu meiner Packtasche einhändigte und ich sie öffnete, fehlte nicht ein Faden von meinen Sachen, ja sogar von den zehn Virginia-Zigarren, die ich am Tage vor der Schlacht von dem gefangenen preussischen Marketender gekauft hatte, waren noch sieben Stück, die ich am Morgen vor der Schlacht hineingelegt hatte, vorhanden. Eine hatte ich am Abend vorher geraucht und zwei zu mir gesteckt, als wir alamiert wurden.

Ich hatte an diese Zigarren weiss Gott nicht mehr gedacht, und nicht eine fehlte, trotzdem Kutschera ein passionierter Raucher war.

Also Freund Menelaus schlief in seinem Chambre particulier den Schlaf des Gerechten. Es wurde Morgen, er schläft, es wird Mittag, Menelaus schläft wie ein Dachs und denkt des Abends gar nicht ans Aufwachen.

Meine Mutter hatte tausend Ängsten es sei ihm etwas geschehen, doch mein Vater beruhigte sie und sagte ganz richtig: der arme Kerl sei eben furchtbar übermüdet, habe seit Wochen in keinem Bett gelegen und schlafe sich nun wieder einmal rationell aus.

Endlich am nächsten Morgen, nach einer Schlafung von

wohlgezählten 36 Stunden, erwacht Menelaus, gähnt so laut, dass man es durch die ganze Wohnung hört, und die Köchin, welche diese ungefügen Töne für einen Schmerzensschrei hält, rasch herbei eilt.

Als sie den Vorhang zurückzieht, sitzt er mit einem unsagbar dummen Gesicht im Bett, glotzt sie wie geistesabwesend an und hat natürlich keine Ahnung wo er ist und wie er hieher kommt, bis sie ihm die Situation erklärt, die er endlich nach wiederholtem Gähnen kapiert und aus dem Bette klettert, was die tugendsame Jungfrau veranlasst, in Anbetracht seines sehr tiefen Negligés, schleunigst die Flucht zu ergreifen und meinen Vater herbeizuholen.

Nun wurde Freund Menelaus desinfiziert, mit reiner Wäsche versehen und hinter einen grossen Kaffeetopf gesetzt, welchen er mit grossem Behagen leerte und dazu ich glaube sechs grosse Semmeln verschlang.

Mein Zustand besserte sich langsam, die Krampfanfälle wurden seltener und hörten nach ein paar Tagen ganz auf.

Merkwürdigerweise hatte die ganze Zeit hindurch, so lange ich den Starrkrampf hatte, die Heilung meiner Wunde vollkommen stagniert.

Ich war furchtbar geschwächt, die ganze Nahrung, die ich die Zeit über zu mir genommen hatte, waren täglich früh, mittags und abends drei Esslöfel voll guten alten Weines, und bei einer solchen Kost kann man nicht fett werden, das ist einleuchtend.

Nun ging es aber auch mit der Heilung meiner Wunde vorwärts, mein Appetit wurde wieder rege, und statt der Morphin-Injection, welche ich des Abends immer erhielt, um schlafen zu können, wurde mir ein Glas Bier ordiniert, was mir viel besser bekam.

Ende August kam mein Bruder nach Hause. Er war von Chlumetz, nachdem er schon früher, wie die meisten Schwerverwundeten, den von seiten der Preussen verlangten Revers, während dieses Krieges nicht mehr gegen dieselben zu dienen, ausgestellt hatte, aus der Gefangenschaft entlassen worden.

Auf seiner Rückreise kam er nach Brünn, hatte dort einen längeren Aufenthalt und traf zufälligerweise zwei auch verwundete Kameraden meines Regiments, die Leutnants Bartonek und Illic, auf dem Bahnhofe, die er ansprach und sich nach mir erkundigte, da er keinen der Briefe, die mein Vater an ihn gerichtet, erhalten hatte.

Nach erteilter Auskunft fragte ihn einer der Kameraden, wo er hin wolle, und als er Pressburg nannte, erkundigte sich dieser, ob er vielleicht den Revers ausgestellt habe.

Als mein Bruder bejahte, gaben sie ihm den guten Rat, nicht weiter zu fahren, sondern in Brünn zu bleiben, da er sonst in gerichtliche Untersuchung gezogen werden würde.

Er befolgte den wohlgemeinten Rat und blieb.

Durch meine Kameraden dem Hilfskomitee vorgestellt, wurde er durch dieses in der munifizentesten Weise vom Kopf bis zum Fuss neu adjustiert und in jeder Richtung ausstaffiert, denn er besass rein gar nichts, als was er am Leibe trug und das war weder viel, noch schön, wie man sich denken kann.

Bei seiner Meldung beim preussischen Gouvernement wurde er mit allergrösster Höflichkeit empfangen und ihm eine Wohnung in einem Hotel zugewiesen, auch alle Einwohner der Stadt Brünn überboten sich in Zuvorkommenheit gegen die Verwundeten.

Gleich am Tage nach seiner Ankunft ging mein Bruder in ein am Hauptplatze befindliches Geschäft, um sich die nötigen Toiletteartikel, als da sind: Seife, Schwamm, Zahn- und Haarbürste u. s. w. anzukaufen, denn er besass gar nichts.

Nach seiner Berechnung mussten diese Gegenstände fünf bis sechs Gulden kosten, und er ist höchlich erstaunt, als der Geschäftsinhaber von ihm einen Gulden zehn Kreuzer verlangt.

Als mein Bruder deshalb eine Frage stellt, erhält er die Antwort: Für die österreichischen Herren Offiziere kosten die Sachen nur so viel, denn der nächste Preusse, der hereinkommt, bezahlt die Differenz!

„Ich kann doch von unseren verwundeten und gefangenen Offizieren nicht so viel verlangen, die brauchen ihr Geld notwendiger."

Gegen Ende August erhielten alle Offiziere, welche den Revers ausgestellt hatten, von seiten des preussischen Gouverneurs G. d. I. Vogel von Falkenstein die Verständigung: er habe mit Bedauern erfahren, dass die Herren Kameraden deshalb mit gerichtlicher Verfolgung seitens ihrer Armeeleitung bedroht seien, er spreche sie daher von allen Verbindlichkeiten frei, die Reverse existieren nicht mehr, und sie mögen ungehindert zu ihren Angehörigen abreisen. Er wünsche ihnen glückliche Reise und baldige Genesung.

Nach diesem etwas scharfen Avis au lecteur an unsere Oberleitung wurde auch von dieser Seite die Reversgeschichte ad acta gelegt

Mein Bruder trat nun auch seine Heimreise nach Pressburg an und traf glücklich bei uns ein.

Am 1. August hatte ich meine Gebührenquittung eingereicht und Gage- und Kriegszulage, am 1. September die Gage- und Bereitschaftszulage so wie die im Felde stehenden Truppen erhalten, da erschien plötzlich eine höchst perfide Verordnung, laut welcher den Verwundeten für den August nur die Bereitschafts-, für den September gar keine Zulage mehr gebühre, ergo die bereits ausgezahlten Beträge auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Gageabzuges hereinzubringen seien,

welcher Befehl auch vom 1. Oktober an mit militärischer Pünktlichkeit in Szene gesetzt wurde.

Anderswo behalten die Verwundeten ihre Kriegsgebühren so lange, bis sie wieder hergestellt sind, bei uns geschah das Gegenteil.

Statt das Los des Verwundeten, der seine geraden Glieder geopfert hatte, zu verbessern, fing man bei dessen ohnehin kärglich genug bemessenen Gebühren an, den zerrütteten Finanzen des Staates wieder aufzuhelfen.

Dieser Vorgang war, wie viele andere der damaligen Zeit, recht und echt — sagen wir — landesüblich!

Endlich im Jahre 1868 fiel es irgend einem humaner denkenden hohen Herrn ein, dass dieses Gebaren eigentlich doch nicht ganz gerechtfertigt gewesen wäre und, o Wunder, wir erhielten unsere uns vor zwei Jahren abgeschundenen Beträge rückvergütet.

Meine Heilung machte infolge des überstandenen Starrkrampfes recht langsame Fortschritte und erst gegen Mitte August konnte ich anfangen langsam herumzugehen.

Vom Regiment wusste ich, dass es in Schwechat und Umgebung kantoniert hatte, dann nach Eisenstadt verlegt worden war und nun die Bestimmung erhalten hatte, nach Peterwardein in Garnison zu kommen.

Am 22. September früh wurde ich durch einen Kameraden, Leutnant Drobniak, aufgesucht, welcher verwundet in Wien in der Pflege gewesen und mit der Eisenbahn hier angelangt war, um sich dem Regimente anzuschliessen, welches am selben Morgen in Fischamend eingeschifft, gegen elf Uhr vormittags in Pressburg eintreffen sollte, um sodann nach Peterwardein weiter zu fahren.

Dieser Besuch freute mich ungemein, und ich ging selbstverständlich mit meinem Freunde zum Landungsplatze, als das Regiment ankam.

Ich sah die meisten meiner Kameraden, die ich seit dem Tage vor Königgrätz nicht wiedergesehen hatte, und wurde aufs herzlichste von ihnen begrüsst.

Da einige von ihnen sich grössere Quantitäten Obst einkauften, warnte ich sie mit dem Bedeuten, dass hier in Pressburg die Cholera herrsche.

Bis nun war das Regiment von dieser furchtbaren Seuche verschont geblieben, doch unterhalb Pest brach sie plötzlich auf mehreren Schleppschiffen, auf welchen die Mannschaft untergebracht war, zu gleicher Zeit aus, so zwar, dass in Mohács bereits mehrere Verstorbene und eine grosse Anzahl Erkrankter ausgeschifft werden musste.

Am Tage der Ausschiffung in Peterwardein kam noch ein einziger Erkrankungsfall vor, damit war die Seuche plötzlich erloschen!

Über meinen weiteren Aufenthalt in Pressbnrg habe icl eigentlich nichts mehr zu erzählen.

Meine Rekonvaleszenz dauerte doch länger als wir all gerechnet hatten, und am 31. Oktober nahm ich von meinei Eltern Abschied, um zum Regimente nach Peterwardein einzu rücken.

Mein Bruder, anscheinend viel schwerer verwundet als ich war viel früher wieder hergestellt und schon seit Ende Septembe beim Regiment. Der Glückliche kam nach Wien in Garnison!

V.

Von Pressburg nach Peterwardein.

Schluss.

Früh morgens am 1. November langte ich in Pest an, fuhr direkt zum Landungsplatze der Donau-Dampfer und schiffte mich nach Peterwardein ein.

Das Schiff, welches das letzte dieser Saison war, das bis Galatz fuhr, war sehr stark besetzt, denn mit dem Eisenbahnverkehr nach den südöstlich gelegenen Teilen unserer Monarchie sah es damals noch recht schlimm aus.

Die einzige bestehende Linie war die von Pest über Temesvár nach Bazias, und hätte ich diese benützt, wäre mir das höchst mässige Vergnügen zuteil geworden, zirka 90 Kilometer von Kikinda aus mit einem elenden Postkarren bis Neusatz fahren zu dürfen.

Solange das Dampfschiff verkehrte, fiel es daher auch niemandem ein, anders als mit diesem zu reisen.

Auf dem Schiffe traf ich einen Major der Zeugsartillerie, der mit seiner Familie auch nach Peterwardein fuhr, um das dort neu errichtete Artillerie-Zeugskommando zu übernehmen.

Er war ein älterer, sehr liebenswürdiger Herr, mit dem ich unsere ganze Reise hindurch — welche, da sie bei Nacht immer infolge der herrschenden Herbstnebel unterbrochen werden musste, drei Tage dauerte — intensiv Piquet spielte.

Endlich, am 3. November, einem wundervollen warmen Herbsttage, sahen wir in der Ferne unser zukünftiges Heim vor uns liegen; die sogenannte obere Festung hoch über die Donau bot einen ganz hübschen Anblick, und als wir näher kamen, Kamenitz passierten und nun auch Neusatz vor uns sahen, hatten wir den Eindruck, hier werde sich ganz gut existieren lassen.

Als das Schiff nun endlich am Neusatzer Landungsplatz anlangte, sah ich zu meiner grossen Freude zahlreiche Kameraden, welche mich erwarteten und aufs herzlichste begrüssten.

Da Lohnfuhrwerke in jener Gegend damals ganz unbekannte Begriffe waren, hatte ein vorsorglicher Kamerad, den ich

von meiner Ankunft in Kenntnis gesetzt hatte, seinen Leporello mitgebracht, der nun im Vereine mit meinem getreuen Menelaus meine nicht allzugrosse Leutnantsbagage nach der Festung und, bis mir ein Quartier zugewiesen war, ins dortige Hotel „zum grünen Baum“ beförderte, wohin wir ihnen nachfolgten.

Für den Abend war eine Zusammenkunft in Neusatz verabredet.

Diese freundliche Stadt war das Refugium aller Unverheirateten des Regiments, denn in Peterwardein war rein gar nichts los, wenn man nicht eben Lust hatte ins Kasino zu gehen und sich am Anblicke des Herrn Obersten zu weiden, und dazu haben die Leutnants eben gewöhnlich keine Lust. Das war immer so und wird immer so sein und ist, abgesehen vom grossen Unterschied in der Charge, auch durch die Altersdifferenz ganz natürlich und gewissermassen begründet.

Im Hotel angelangt, machte ich nach der langen Reise eine ausgiebige Toilette und ging nach Neusatz, wo ich von den Kameraden gleich zum Zuckerbäcker Petermaier und später ins Hotel Elisabeth geführt und den respektiven, wirklich ganz hübschen Töchtern des Hauses vorgestellt wurde. Den Abend verbrachten wir in diesem Hotel, und selbstverständlich wurde eine längere Sitzung abgehalten. Zu erzählen gab es in Hülle und Fülle, jeder hatte ja Interessantes erlebt; man besprach das Schicksal der armen gefallenen Kameraden, die Erlebnisse während des Rückzuges, in den Kantonirungen während des Waffenstillstandes u. s. w. Stoff war mehr vorhanden als an einem Abende besprochen werden konnte.

Am nächsten Tage machte ich meine Meldungen ab, zuerst beim Platzkommando, wo mir eine Wohnung in der oberen Festung, lange Kaserne, zugewiesen wurde.

Dann ging ich zu meinem Bataillons-Chef Major Villa, welcher mich schon Tags vorher in Neusatz aufs herzlichste begrüsst hatte, und dann zum löblichen Regimentskommando.

Unser lieber guter Oberst Bordolo war schon im August aus dem Regimente geschieden und in den Ruhestand getreten, und an seiner Stelle der Oberstleutnant Wilhelm Biedermann des Infanterie-Regiments Paumgarten Nr. 76 im September zum Obersten und Regiments-Kommandanten ernannt worden.

Ich erscheine also vor ihm und melde mich.

„Sie waren verwundet?“

„Ja, Herr Oberst.“

„Sind Sie vollkommen hergestellt?“

„Vollkommen, Herr Oberst.“

„Na, lange genug hat ja Ihre Herstellung gedauert, hätten Sie nicht früher einrücken können? Es sind ja fast einige Monate seit Ihrer Verwundung verflossen!“

„Gestern waren es genau vier Monate, Herr Oberst, aber . . .“

„Na lassen wir es gut sein, da sind Sie, und gesund sind Sie, das ist die Hauptsache. Sie kommen zur dritten Kompanie zum Hauptmann Bertic, und nun Adieu.“

Er reichte mir die Hand und ich zog ab und ging gleich zu meinem neuen Hauptmann, mich auch bei diesem zu melden.

Mit dieser Verrichtung auch fertig, schälte ich mich aus meiner Parademontur, stieg die 209 Stufen in die obere Festung empor, um mir meine Behausung anzuschauen und in der Offiziers-Menage zu essen.

Diese bei unserem Regiment schon in Brünn eingeführte, ebenso zweckmässige als für den Offizier wohltätige Einrichtung war gleich nach dem Einrücken des Regimentes in Peterwardein wieder etabliert worden und unser Menage-Maier, Oberleutnant Johann Obert, der allerdings sein Metier aus dem „F" verstand, leistete in dieser Richtung das Allerunglaublichste.

Freilich waren die Marktpreise sehr geringe, zum Beispiel das Pfund Rindfleisch kostete im ersten Jahre unserer Garnisonierung in Peterwardein zwölf Kreuzer österreichischer Währung und stieg bis zum Jahre 1869 auf achtzehn Kreuzer — da schrie schon alles über enorme Teuerung.

Wir zahlten für unsere Menage 7, sage sieben Gulden monatlich und hatten gut und, für Leutnants von grosser Wichtigkeit, auch reichlich zu essen.

Meine Behausung befriedigte mich sehr. Im oberen Stockwerke der langen Kaserne gelegen, bot sie einen entzückenden Ausblick über Neusatz und die ganze weite Ebene am linken Donauufer und in südlicher Richtung über Kamenitz bis an die Fruška Gora.

Die Offizierswohnungen waren eigentümlich angelegt, immer vier und vier, und zwar zwei im Parterre, zwei im Stockwerke, von den übrigen vollständig getrennt. Jede dieser Wohnungen bestand aus einem Zimmer gegen die Donau- einem gegen die Hofseite und einer Küche. War diese abgeschlossene Bauart und die damit verbundene äusserst schwierig durchzuführende Kanalisierung, oder war die in dieser speziellen Richtung*) in früheren Zeiten öfters vorkommende Vergesslichkeit unserer Militär-Bauleitungen die Schuld, ich weiss es nicht; genug an dem, in keiner dieser Wohnungs-Karrees befand sich ein Ort, an dem der Mensch seines Leibes Notdurft befriedigen konnte. Dafür stand aber in jeder der zur Wohnung gehörenden Küchen ein k. k. Leibstuhl, der auf jedem seiner einzelnen Bestandteile den Brandstempel: K. k. G. D.**) trug und schon unzähligen Krieger-Generationen die aufopferndsten Dienste geleistet hatte, was sich aus seinem keineswegs sehr vertrauenerweckenden Äusseren mit ziemlicher Bestimmtheit feststellen liess.

Alle Versuche, einen Austausch zu bewirken, scheiterten kläglich an dem zähen Widerstande, welchen die in denselben eingebrannte Behörde aus Ersparungsrücksichten leistete.

Ich bezog mein Heim und erkundigte mich nun auch nach

---

*) Siehe Castel San Pietro in Verona und Rossauer-Kaserne in Wien.
**) K. k. Genie-Direktion.

meiner Nachbarschaft. Unser Karree war belegt, das neben uns hatte nur zwei Bewohner, und zwar einen sogar ziemlich interessanten, nämlich den berüchtigten Räuberhauptmann und ungarischen Freiheitshelden a. D. Rozsa Sándor.

Der hauste bereits seit mehreren Jahren daselbst mit seinem Leibprofossen, der ihn von Kufstein, wo er früher eingesperrt war, hieher gebracht hatte und bei ihm verblieben war.

Wir sahen beide sehr oft Nachmittag auf einer der Wohnung nahegelegenen Schanze sitzen und selbander höchst behaglich ein Pfeifchen schmauchen.

Rozsa Sándor trug keine Sträflingsmontur, sondern eigene Kleider und sah eigentlich aus wie ein ganz gewöhnlicher ungarischer Bauer. Nicht gross, aber breitschultrig und kräftig gebaut; mit einem Gesicht, wie man sie alle Tage zu Dutzenden sieht, machte er durchaus nicht den Eindruck eines intelligenten Menschen.

Im Jahre 1867, gelegentlich des Ausgleiches mit Ungarn, wurde er begnadigt, behob das Geld, welches „patriotische" Landsleute in sehr bedeutenden Beträgen ihm gewidmet hatten, welches beim Festungskommando deponiert war, kleidete sich sofort in ungarisches Zivil und verschwand, um eineinhalb Jahre später bei Félegyház einen Eisenbahnzug, der einen grossen Geldbetrag bei sich führte, zu überfallen.

Nach dieser, glücklicherweise missglückten Unternehmung waren auch die ungarischen Behöreen von seinem Patriotismus derart überzeugt, dass sie ihn in ihre Vaterarme schlossen und nicht wieder von dannen liessen. Er starb Ende 1878 als Kerkersträfling in Szamos-Ujvár.

Schon im Oktober war der Stand der Kompanien im Bataillon von sechs auf vier herabgesetzt worden und infolge der Auflösung der verschiedenen Reserve- und Depot-Formationen war eine Menge überzähliger, „supernumerär" genannter Offiziere vorhanden.

Diesem Übelstande trachtete man dadurch abzuhelfen, dass man es jedem Offizier freistellte, gegen eine einjährige „Gage-Abfertigung" zu „quittieren".

Nach dem Jahre 1859 hatte man dieses Auskunftsmittel bereits angewendet, doch war man damals nobler und gab eine zweijährige Abfertigung, weshalb damals der Erfolg auch ein grösserer war.

Vom Regiment machten einige Offiziere von dieser Konzession Gebrauch, glücklicherweise fast ausschliesslich solche, die wir alle nicht allzu ungern scheiden sahen.

Unsere dienstfreien Nachmittage brachten wir natürlich in Neusatz zu, wo wir, abgesehen von einigen mehr oder weniger harmlosen Courmachereien, uns viel besser unterhielten als in unserer Festung.

Das schöne Wetter, das zur Zeit meines Einrückens geherrscht hatte, hörte bald auf, und der böse Winter zog mit voller Stärke ein.

Seine Schrecken waren damals für den Subalternoffizier nicht so gross, wie heutzutage, da dieser Glückliche im Genusse der „Holzgebühr", einer Klafter weichem oder zweidrittel Klafter harten Holzes, stand, welche in den Monaten vom Oktober bis April in natura oder aber in reluto gefasst wurden.

Das Relutum richtete sich nach den Holzpreisen der Garnison und war zu unserer Zeit, wo alles billig war, schmählich gering berechnet, nämlich mit drei Gulden achtzig Kreuzern, obwohl man beim Holzhändler bestimmt das Doppelte für dasselbe Quantum bezahlen musste.

Der hohe Ärarius ist eben immer nobel!

Das beste Geschäft machten unsere Hauptleute und Verheirateten, denn da für einen ledigen Subalternoffizier die Gebühr eines oder höchstens zweier Monate in „Natura" bezogen vollständig ausreichte, kauften uns diese den Rest unseres Holzes für die übrigen Monate um den Relutionspreis ab und hatten billiges Heizmaterial.

Ich habe noch nicht erwähnt, dass Peterwardein mit seinen am linken Donauufer befindlichen Befestigungen, der sogenannten Brückenschanze, und indirekt mit Neusatz durch eine Schiffbrücke verbunden war.

Diese Schiffbrücke war natürlich auch militär-ärarisch und wurde durch ein Detachement des Titler Grenz-Bataillons*) bewacht und bedient.

Infolgedessen, dass sie ärarisch war, wurde sie auch mit aller, dem ärarischen Gute gebürenden Hochachtung behandelt, und sobald sich bei Eintritt des Winters nur ein handgrosses Stückchen Treibeis auf der Donau zeigte, eilten die braven Czaikisten herbei und brachten die Schiffe in Sicherheit. Der Verkehr zwischen beiden Ufern wurde nun für Fuhrwerke mittelst sogenannter Plätten, für Menschenkinder durch Kähne (Zillen, Schinakel) vermittelt.

Trat starker Eisgang ein, hörte der Verkehr der Plätten auf, und nur Personen wurden in den Kähnen befördert, wobei die Führer derselben eine unglaubliche Geschicklichkeit und Verwegenheit an den Tag legten. Wie oft habe ich es selbst mitgemacht, dass, wenn der Kahn zwischen zwei grosse Eisschollen geriet, einer dieser Leute auf das Eis hinaussprang, diesen mit dem Schiffshacken vorwärts schob und im letzten Moment wieder hineinsprang. Waren die Schollen weniger gross, jedoch sehr dicht beisammen, wurde das Schinakel in eine von rechts und links schaukelnde Bewegung versetzt, um dadurch das Eis zu verdrängen.

---

*) Früher Czaikisten, — in den Schematismen der 30er Jahre „Csaikisten", vom Jahre 1840 herwärts wieder Czaikisten-Bataillon, seit 1842 Titler-Grenz-Infanterie-Bataillon genannt, waren eigentlich die Pioniere der Militärgrenze und auf der unteren Donau, heute gehört der Bezirk des Bataillons zum Infanterie-Regiment Nr. 6. Adjustierung: Lichtblaue Waffenröcke und Pantalons, scharlachrote Aufschläge und Kragen, weisse Knöpfe, die Offiziere silberne Litzen auf den Aufschlägen.

„Lulaite, lulaite samo Gospodine," riefen die Kahnführer, und es wurde „ge-lulait", dass oft das Wasser über die Bordwände floss.

Dass uns diese Verhältnisse nicht hinderten, nach Neusatz zu fahren, ist selbstverständlich. Unter dem „u n s" ist natürlich nur die hoffnungsvolle leichtsinnige Jugend gemeint.

Wir fuhren hinüber, um ein Glas Bier zu trinken oder zum Zuckerbäcker zu gehen, oder — doch genug, wir fuhren hin — und oft bei finsterer Nacht zurück, und solche Fahrten dauerten oft über eine Stunde.

Ja, die Jugend, die goldene Jugend!

Mir mit noch zwei Kameraden passierte es einmal, dass wir des „Abends späte" zum Landungsplatz kamen und dass, während wir in Neusatz sassen, der Eisgang derart zugenommen hatte, dass die Fährleute uns erklärten, es sei vor Tagesanbruch ganz ausgeschlossen fahren zu können, wir mögen in der Früh wiederkommen.

Da solche Fälle öfters vorkamen, hatten die Kameraden der in der Brückenschanze untergebrachten Kompanie Vorsorge getroffen und ein Asyl für Obdachlose gegründet, dieses bestand aus einem mit mehreren Kommissbetten und sehr primitiven Waschapparaten ausgestatteten Offizierszimmer, zu welchem der Tageskorporal der Kompanie den Schlüssel hatte.

Geheizt war das Zimmer natürlicherweise nie, und das Wasser in den Waschbecken des Morgens meist gefroren, aber man war unter Dach, brauchte kein Geld für ein Hotelzimmer auszugeben, war bei Tagesgrauen am Landungsplatze und konnte rechtzeitig zur Morgenbeschäftigung bei der Kompanie sein.

Wir drei machten also auch von diesem Unterschlupf Gebrauch und standen am andern Morgen, es war noch finster, am Landungsplatz, bestiegen mit unseren Czaikisten den Kahn, und hinein ging's ins Treibeis.

Wir waren schon über die Mitte der Donau hinaus als wir zwischen zwei riesige Eisschollen gerieten, und trotz aller Anstrengungen war es nicht möglich herauszukommen; wir trieben also an der Festung vorbei und nach vieler Mühe und Not landeten wir nach etwa drei Stunden nächst Karlowitz.

Von dort aus machten wir den 6 Kilometer weiten Fussmarsch nach Peterwardein, der uns aber sehr gut bekam, denn, wie man sich denken kann, waren wir total durchgefroren.

Als wir nun gegen Mittag im Rayon der Festung anlangen, treibt uns unser Unstern auch noch direkt unserem Herrn Obersten in die Hände, der nach dem Regimentsrapport sich gerade im Freien erging und vor dem Belgradertore lustwandelte.

Er legte sofort ein lebhaftes Interesse an den Tag, zu erfahren woher wir kämen.

Als wir ihm unser Missgeschick erzählt hatten, zog er den ganz logischen Schluss, dass wir auf diese Art wohl die Vormittagsbeschäftigung versäumt hatten, was wir, tief zerknirscht,

bestätigen mussten, worauf er uns versicherte, — auch wieder höchst logisch — dass wir eigentlich in Neusatz gar nichts zu tun gehabt hätten und, — das Folgende fanden wir nun weniger logisch, er gute Lust, habe uns zum Profossen zu schicken, diesmal noch davon absehe, es aber in zukünftigen Fällen ganz bestimmt tun werde.

Ein so guter und wohlwollender Herr Oberst Biedermann sonst auch war, mit dem Profossen war er immer schrecklich schnell bei der Hand, oft schneller als es gerade notwendig war, und speziell uns Leutnants gegenüber.

Der Ausdruck Leutnant und Leichtsinn waren bei ihm vollkommen identisch, und einen Leutnant, der nicht alle möglichen leichtfertigen Streiche beging, den konnte er sich gar nicht vorstellen.

Trotz der geschilderten Schwierigkeiten im Verkehr über die Donau und der oft ernstlichen Gefahren, in welche einige Kähne gerieten, kam doch während der drei Winter, welche wir in Peterwardein zubrachten, dank der Geschicklichkeit und Tollkühnheit der Fährleute nicht ein einziger Unglücksfall vor.

Am 4. Dezember ist bekanntlich das Fest der heiligen Barbara, der Schutzpatronin der Artillerie.

Die „Festungsartilleriekompanie“*) des 5. Artillerieregiments, welche mit uns garnisonierte und mit deren Offizieren wir sehr eng befreundet waren, veranstaltete an diesem Tage einen Festgottesdienst, zu welchem die übrige Garnison eingeladen war und auch an demselben teilnahm.

Nun hatte an diesem Tage, laut einem früher ergangenen Befehle Major Villa die „Offiziersschule“ — wie damals die „instruktive Beschäftigung“ der Herren Offiziere simpliziter genannt wurde — abzuhalten und waren ihm hiezu sämtliche Leutnants des Regiments unterstellt, etwa 12—14 an der Zahl.

Wir, im festen Glauben, dass der stattgehabte feierliche Gottesdienst jede andere profane Beschäftigung aufhebe, waren bona fide einer freundlichen Einladung unserer „Bimser“ zu einem solennen Barbarafrühstück gefolgt, unterhielten uns königlich und „dachten nicht an Gott, nicht an die Hölle,“ geschweige denn an unseren guten Major Villa mit seiner Offiziersschule.

Als wir etwas verspätet in die Offiziersmenage kamen, sagte uns ein Kamerad, der einzige brave unter uns allen, dass Major Villa im Schullokale gewesen sei und ob der ihm entgegengähnenden Leere erstaunt sich um unseren Verbleib erkundigt habe.

Er, der einzige Brave, habe gesagt: er glaube gehört zu haben, dass wir infolge des Gottesdienstes angenommen hätten, es fände kein Vortrag statt. Major Villa erklärte nun diese Annahme für total falsch und ging senkrecht zum Obersten und

*) Eine für sich bestehende Festungsartillerie gab es damals nicht. Die Artillerie war in Feld- und Technische Artillerie geschieden, die erstere bestand aus 12 „Artillerie“- und einem Küstenartillerieregiment und jedes der ersteren führte mehrere „Festungskompanien“ im Stande.

meldete ihm unsere Untat. Dieser lässt sofort eine grosse Philippika über den Leichtsinn der Leutnants los und verfügt: „Dass sämtliche Leutnants, so sich dem Unterrichte entzogen hatten, mit dem 24stündigen Profossenarreste zu bestrafen wären."

Da nun der Profoss nicht so vielen sündhaften Leutnants auf einmal Unterkunft bieten konnte, wurde angeordnet, dass alle Tage ein anderer seinen Arrest absitzen solle, der Rangsälteste des 1. Bataillons habe den Reigen zu eröffnen.

Dieser Unglückliche war ich!

Ich wanderte also ins Verlies. Dieses war eine bombenfeste Kasematte, in der unteren Festung neben dem einen der beiden Wassertore gelegen, mit wenigstens fünf Meter dicken Mauern, in diesen ein Fenster mit armstarken Eisengittern versehen; verschlossen war dieses Gelass mit einer schweren, ganz mit Eisen beschlagenen Türe.

Also man sieht, für meine persönliche Sicherheit war im weitgehendsten Masse gesorgt, ebenso war jeder Entweichungsversuch meinerseits gänzlich ausgeschlossen.

Das Ameublement zeichnete sich durch eine mehr als spartanische Einfachheit aus. Ein Kommissbett mit Strohsack und dito Kopfpolster — doch war es gestattet sich sein eigenes Bettzeug mitzubringen — ein p. p. Tisch und ein ebensolcher Sessel*), ein durchaus nicht geruchloses Zimmerklosett mit dem obligaten Stempel: k. k. G. D., zwei oder drei Nägel, in die Wand geschlagen zum Aufhängen der Kleider oder seiner eigenen Person, war alles was geboten wurde.

Der Räuberhauptmann a. D. Rozsa Sándor war im Vergleiche zu dem Profossenarrest für k. k. Offiziere fürstlich möbliert!

Die einzige humane Einrichtung des Profossenarrestes war die, dass man Besuche empfangen durfte, und wie sich denken lässt, war ich als Opfer schnöder und roher Gewalt der Gegenstand der liebevollsten Teilnahme, und besonders unsere Artilleristen waren höchlichst entrüstet, dass man ihrer Schutzheiligen so wenig Respekt erweise und liessen es sich nicht nehmen, am Nachmittage meiner Einkerkerung in meiner Kasematte ein „gewaltig Stückfass Bier auszuschroten", bei welchem wir bis in die sinkende Nacht kreuzfidel waren.

Den Rest meines Arrestes verschlief ich, und um die Mittagsstunde, etwa zwei Stunden vor dem Ende desselben, wurde ich im Triumph abgeholt, befreit und direkt in unsere Stammkneipe geschleift, wo eine Barbara-Nachfeier gehalten wurde.

Der Herr Oberst hatte sich nämlich bewogen gefühlt, über die vorgeschriebene Bitte zweier Kameraden den Rest der Strafe nachzusehen. Also ich, weil ich zufällig der Rangsälteste des ersten Bataillons war, war das Opfer, wie man heutzutage sagt: die „Wurzen" geworden. Alle anderen, die dasselbe Ver-

*) Prima plana.

brechen begangen hatten, gingen frei aus. Das Schönste an der Sache war aber, dass mir die Strafe ins Strafprotokoll eingetragen wurde und meinen Mitschuldigen nicht.

Im Jahre 1869 hörte endlich diese den Offizier entwürdigende Einkerkerungsmethode auf, und statt des Profossenkam der Zimmerarrest.

Ebenso wurde das alberne Bittenschicken und Bedanken für die Strafe endlich sistiert. Ich habe dieser geistreichen Vorschrift schon Erwähnung getan.

Eines war so angenehm wie das andere, nebstbei wurden immer zwei ganz unschuldige Kameraden in Mitleidenschaft, gezogen, die sich in Parade anziehen und bitten gehen mussten, um natürlich meistens unverrichteter Sache wieder abzuziehen.

Wir befinden uns bereits im Dezember des Jahres 1866 und mit ihm eilt meine Erzählung ihrem Schlusse zu.

Es nahte die Weihnachtszeit, und ein paar Tage vor den Feiertagen erhielt ich ein wirklich rührendes Schreiben vom Vater meines Menelaus, worin dieser sich bei mir bedankt, dass ich seinen Sohn als Diener genommen und so vor den grössten Gefahren des verflossenen Krieges bewahrt habe, und für die gute Behandlung, die ich ihm zuteil werden liesse.

Alles einfach, schlicht gedacht und auch so wiedergegeben, stilistisch und orthographisch natürlicherweise höchst mangelhaft, und doch freuten mich diese paar Zeilen, denen man es ansah, wie hart ihrem Verfasser das Schreiben gekommen war, mehr als ein kostbares Weihnachtsgeschenk.

Erwähnen will ich noch, dass mein braver Menelaus Ende 1867 gelegentlich einer Standesherabsetzung dauernd beurlaubt wurde.

Auch ihn habe ich nie wiedergesehen.

Mit den Weihnachten kam eine böse Zeit über uns, die Eisverhältnisse auf der Donau waren derartige geworden, dass auch der Verkehr mit den Kähnen eingestellt werden musste, Briefe und Zeitungen lagen drüben in Neusatz und konnten nicht herüber befördert werden, die nächste Brücke über die Donau war die in Pest, also doch etwas zu entfernt.

So sassen wir denn da, in frommer Beschauung, abgeschnitten von aller Welt, wie auf einer Insel in der Südsee, nur dass es bei uns weniger warm war als dort.

Die Feiertage vergingen, ohne dass der Verkehr auf der Donau aufgenommen werden konnte, und wir langweilten uns gründlich.

Der Sylvester-Abend versammelte uns im Kasino, im Hotel „zum grünen Baum".

Es war kein so fröhlicher Abend, wie Sylvester sonst zu sein pflegt, denn dieser ist eben der Abend der Reminiszenzen aus dem vergangenen Jahre, und gerade diese waren nicht dazu angelegt Frohsinn zu erwecken.

Ein bedeutungsvolles, ereignisreiches Jahr war dahingerauscht durch der Zeiten Strom in die Vergangenheit.

Und was hatten wir alle erlebt in dieser kurzen Spanne Zeit!

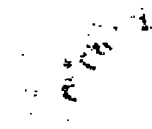
Wie viele Tausende, die den vorigen Sylvesterabend froh und heiter im Kreise ihrer Lieben und ihrer Freunde verlebt hatten, lagen jetzt draussen unter böhmischer und welscher Erde, sie sind hinüber „in jenes unbekannte Land, aus dess' Bereich kein Wandrer wiederkehrt" als brave Kriegsmänner, ihrem Eid getreu bis an ihr Ende.

Wir fühlten es daher fast wie eine Erleichterung, als es 12 Uhr schlug und der Festungskommandant das Wort ergriff und den Toast ausbrachte, welcher seit jeher ist und sein soll der erste im neuen Jahre, in welchen jedes echte Soldatenherz mit glühender Liebe und Begeisterung einstimmt, und der da schliesst mit den Worten:

„Gott erhalte und beschütze Seine Majestät unseren Allerhöchsten Kriegsherrn den Kaiser und König Franz Josef I.

Die letzte Stunde des Jahres 1866 ist vorüber, und meine Erzählung ist beendet.

PB-37192-SB
731-37
5-cc
BT



DD 437 .H6 C.1
Vor vierzig Jahren
Stanford University Libraries
3 6105 037 472 243

DD
437
H6

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.